

**prosa**

**SLA**

**02.22.**

# kapitel 1

# Der Zellengenosse

Mir-Hamid Omrani

Übersetzung aus dem Persischen ins Deutsche: Ajda Omrani

Sie saßen auf einer Parkbank im Schatten der Bäume. Etwas weiter weg entspannten sich ihre Tochter Arezoo und deren Freund seit einer halben Stunde auf der Wiese in der Sonne. Arezoo kam auf die beiden zu und sagte:

- Wir gehen jetzt. Ich werde heute Nacht bei ihm bleiben. Wir sehen uns morgen!

Sie gab ihren Eltern einen Kuss und verabschiedete sich. Arezoo und ihr Freund hielten sich an den Händen und verschwanden in der Ferne.

Die Frau schmiegte sich an ihren Ehemann und legte ihren Kopf auf seine Schulter. Er umarmte sie und nahm ihren Kopf an seine Brust. In Momenten wie diesen wusste er, dass seine Frau innerlich unruhig war. Sie hatte den Drang zu reden:

- Ich bin froh, dass die Kinder hier aufwachsen. Manchmal versuche ich, mich in die Lage der afghanischen Mütter und Töchter

hineinzusetzen. Stell dir nur einmal vor, in was für einer ständigen Angst die Frauen seit der Machtübernahme durch die Taliban leben müssen. Freie Liebe und Freundschaft zwischen Frauen und Männern sind nun wieder verboten. Frauen können sich nicht mehr so kleiden, wie sie möchten, oder einen Schulabschluss machen. Ich sage zu mir selbst: Wenn es schon nicht möglich ist, sich seine Eltern, sein Geschlecht, sein Aussehen, seine Hautfarbe und den sozialen Status seiner Familie auszusuchen, dann sollten Kinder zumindest ihren Geburtsort frei wählen können.

Der Mann strich sanft über das Haar seiner Frau und küsste sie wortlos auf den Kopf. Sie konnte hören, dass er unruhig atmete. Sie setzte sich aufrecht hin und ihre Blicke trafen sich.

- Was? Was ist los? Eben war doch noch alles in Ordnung.
- Nein, mir geht es gut.

- Wenn alles okay wäre, würden sich deine Augen nicht mit Tränen füllen. Hast du Kummer?

Der Mann sagte „Nein“, nahm die Hände seiner Frau und küsste sie:

- Weißt du, als Arezoo und ihr Freund dort auf der Wiese lagen, musste ich an meine Gefängniszeit vor 30 Jahren im Iran denken. Ich hatte einen jungen Zellengenossen. Er war viel jünger als ich. Gerade mal volljährig. Es waren die letzten Tage vor seiner Hinrichtung. Er war sportlich, gut aussehend, einfach und herzlich. Anfangs ignorierte er mich, da ich gegen bewaffnete Kämpfe war. Er fragte: „Warum wurdest du verhaftet?“ Ich antwortete: „Weil ich politisch aktiv war und verbotene Bücher besaß.“ Daraufhin meinte er: „Ich wusste nicht, dass man wegen Büchern verhaftet wird.“ Eines Abends kehrte ich nach einem Verhör völlig erschöpft in unsere Zelle zurück. Sie hatten meine Fußsohlen übel ausgepeitscht. Mein Anblick schien ihn zu berühren. Er eilte zu mir, streichelte

sanft über meine geschwollenen Beine und reichte mir ein Glas Wasser. Dann stützte er mich und half mir auf die Toilette. Von da an kamen wir uns schnell näher. Ich wollte von ihm wissen, weshalb er verhaftet wurde. Es stellte sich heraus, dass er bei einem Schmuggler eine Pistole gekauft und geplant hatte, mehrere Polizisten zu ermorden. Der Schmuggler, der mit der Polizei zusammenarbeitete, hatte ihn verraten. Ich fragte: „Warum wolltest du die Polizisten töten?“ Er erwiderte: „Ich wollte mich für meinen Bruder rächen.“ Sein Bruder war bei einem bewaffneten Kampf ums Leben gekommen. Er beschrieb ihn so: „Mein Bruder war der tollste Mensch, den ich kenne. Es gab niemanden, der besser und netter war als er. Ohne ihn hat das Leben keinen Sinn.“ Er lag jede Nacht wach und dachte, dass diese Nacht die letzte seines Lebens sein würde. Im Morgengrauen würden sie ihn abholen und zur Hinrichtung bringen. Immer wenn sich die Tür

öffnete, sprang er auf und glaubte, sie würden ihn mitnehmen. Nachts leistete ich ihm Gesellschaft. Für gewöhnlich erzählte ich die Handlung eines Romans oder eines Films nach. Er hörte interessiert zu und war zumindest eine Zeit lang abgelenkt. Wir waren dann so erschöpft, dass wir am Tag schliefen. Kannst du dir vorstellen, dass er in seinem Leben noch nie einen Roman gelesen hatte oder im Kino war? Eines Nachts fragte ich ihn: „Was wünschst du dir?“ Ich hatte erwartet, er würde „Begnadigung“ sagen, aber das war nicht der Fall. Er war sich sicher, dass er um seine Hinrichtung nicht herumkommen würde. Er dachte nicht ans Überleben, sondern wünschte sich, dass seine Schwester studieren, etwas aus sich machen und auf ihre Eltern Acht geben würde. In der Nacht vor seiner Hinrichtung gingen wir in unserer Zelle auf und ab und ich wollte von ihm wissen: „Hattest du jemals eine Freundin und hast sie geküsst?“ Plötzlich verlor er die Fassung und schlug mit der

Faust gegen die Wand. Er hatte einen Kloß im Hals und warf sich in meine Arme. Er packte seinen Kopf auf meine Schulter und weinte bitterlich wie ein kleines Kind. Ich dachte, er wäre verliebt. Er hob den Kopf und sagte jedoch: „Weißt du, ich habe noch nie in meinem Leben ein Mädchen berührt.“ Wir saßen nebeneinander, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Dann legte er seinen Kopf auf meine Brust, genau dort, wo dein Kopf eben war. Am nächsten Morgen öffneten zwei Wärter die Zelle und nahmen ihn mit ...

## همسلولی من

روی نیمکتی تو پارک نشسته بودند، در سایه سار درختان کنار راه. دورتر، دخترشان آرزو و دوست پسر آلمانی اش نیم ساعتی بود که بر آفتاب چمن دراز کشیده بودند.

آرزو آمد و خبر داد: ما دیگه داریم می ریم. امشب هم پیشش می مونم. تا فردا.

با هردو روبوسی کردند و خداحافظی. بچه ها دست در دست هم دور شدند.

زن خودش را چسباند به مرد و سرش را گذاشت روی شانه اش. مرد بغلش کرد و سرش را روی سینه اش گرفت. این جور وقت ها می دانست که درون زن ناآرام است. دوست دارد حرف بزند. حتی شده چند تا کلمه:

- خوشحالم که بچه ها اینجا بزرگ می شن. گاهی خودم را می گذارم جای مادرها و دخترهای افغانستانی. فکرش را بکن. با آمدن طالبان زنها زیر سایه ی چه ترسی باید نفس بکشند. عشق، دوستی، همنشینی آزاد زن و مرد،

نوع پوشش، قدغن شدن تحصیل دختران ... با خودم می گویم که امکان انتخاب پدر و مادر، جنسیت، قیافه و رنگ پوست و موقعیت اجتماعی خانواده که ممکن نیست، کاش دست کم می شد که آدمها محل تولد و زندگی شان را انتخاب کنن.

مرد موهای زن را نرم نوازش کرد و بوسه ای بر سرش نشانده، بی آنکه حرف بزند.

گونه های زن بود و تنفس ناآرام مرد. چرخی خورد و بر جای خود نشست. نگاهشان در هم رفت.

- چته؟ چی شده؟ تو که چیزیت نبود.

- نه. چیزیم نیست!

- آگه نبود که تو چشمات اشک جمع نمی شد. قلبت که درد نگرفته.

مرد "نه بابا" بی گفت و دست های زن را تو دست گرفت و بوسید:

که به توالیت بروم. خیلی زود به هم نزدیک شدیم. از پرونده ش پرسیدم. معلوم شد که یک اسلحه کمربند از یک قاچاقچی خریده بوده و قصد داشته چندتا پلیس رو ترور کنه. قاچاقچی هم، که خودش با پلیس همکاری می کرده، او رو لو داده.

پرسیدم: واسه چی می خواستی مامورهای پلیس را بکشی؟ گفت: می خواستم انتقام برادرم رو بگیرم. برادرش تو درگیری مسلحانه کشته شده بود. می گفت: برادرش بهترین انسانی بوده که دیده بوده. از او خوب تر و مهربان تر وجود نداشته. می گفت: بدون او زندگی بی معنی ست.

شبها تا صبح بیدار می ماند. فکر می کرد که هر شب آخرین شب زندگی اش است. سحر که بشود می آیند و می بزنندش برای اعدام. با هر صدای باز و بسته شدن در بند از جا می پرید و فکر می کرد که برای بردن او او مدن.

شب ها پا به پای او بیدار می ماندم و برایش موضوع یک رمان یا یک فیلم رو تعریف می کردم. با علاقه گوش

- می دونی. آرزو و دوست پسرش که با هم در چمن ها دراز کشیده بودن بی اختیار ذهنم رفت تو سلول سی سال پیش.

همسلولی جوانی داشتم خیلی جوانتر از خودم. هنوز نوزده سالش تمام نشده بود. آخرین روزهای پیش از اعدامو می گذروند. ورزشکار و خوش قیافه بود. بسیار ساده و صمیمی. اولش با من سرسنگین بود. چون مخالف مبارزه ی مسلحانه بودم.

پرسید برای چی دستگیرت کردن؟  
گفتم:

- فعالیت سیاسی. داشتن چند تا کتاب و جزوه.  
گفت:

- نمی دانستم که بخاطر کتاب هم آدم را دستگیر می کنند. یه شب از بازجویی آش و لاش به سلول برگشتم. بدجوری کف پاهایم را شلاق زده بودند. سخت احساساتی شد. زخم پاهایم را نوازش کرد و لیوانی آب به دستم داد. بعد، وقت توالیت رفتن زیر بغلم را گرفت و کمکم کرد

پهلوی به پهلوی هم کنار دیوار نشستیم. سرش را گذاشت روی سینه ی من، درست مثل الان که سر تو روی سینه ی من بود. سحرگاه بعد، دو پاسبان در سلول را بازکردند و او رو با خودشان بردند...

می کرد و سرش گرم می شد. روزها از بیداری شب خسته بودیم. می خوابیدیم. می توانی تصورش را کنی که در عمرش نه داستانی خوانده بود، نه سینما رفته بود و نه حتی یک قطعه موسیقی درست و حسابی شنیده بود. یک شب ازش پرسیدم: چه آرزویی داری؟ فکر کردم می گه عفو. نه. نه. می دانست که اعدامش قطعی است. به زنده ماندن فکر نمی کرد. آرزو کرد که خواهرش درس بخواند. یک کاره یی بشود و هوای مادر و پدرم را داشته باشد. یک شب پیش از اون که بیایند و برای اعدام ببرندش، داشتیم با هم تو سلول راه می رفتیم، که میان حرف ها از او پرسیدم:

- هیچ وقت شده با دختری دوست باشی و ببوسی اش؟ یکبار از خود بی خود شد. مشتت محکم به دیوار سلول کوبید. بغض کرد و خودشو تو بغلم انداخت. سرشو گذاشت رو شانه ی من و هق هق زد زیر گریه. مثل یه بچه کوچیک. فکر کردم که عاشقه. سرشو بالا آورد و گفت: می دانی، من هنوز دستم به تن هیچ دختری نخورده.

—  
**Mir-Hamid Omrani**  
Berlin

Mir-Hamid Omrani, \* 1954 im Iran, arbeitete dort bis zu seiner Inhaftierung als Journalist und Theaterschauspieler. Nach seiner Entlassung aus der politischen Haft konnte er 1984 nach Ost-Berlin fliehen. Aus dem Exil war er weiter als Journalist für eine iranische Zeitung tätig. Nach der Wende studierte er Architektur, später machte er eine Umschulung zum Taxifahrer.

Seine Übersetzungen ins Persische, im Iran veröffentlicht, umfassen Werke von Wolfgang Borchert, Friedrich Dürrenmatt, Fernando Arrabal, Arata Osada und Valentin Rasputin.



# DER BUNKER

Ansgar Eyl

‘Wer hätte gedacht, dass so etwas nochmal passieren könnte“, dachte Pan.

Der Stahldeckel klappte zu, und die Fußspitzen sausten Richtung Neonsilber.

Graue Möbelschemen umhüllten gedankliche Regungen und die Wärmerezeptoren des Körpers.

Pan stieß mit der Stirn gegen ein orangeleuchtendes Radioaktivitätsschild. Staub perlte von Leuchtbeschriftungen. Feuchte durchdrang die brennenden Nüstern. Eine graugrelle Stacheldrahtrolle lag achtlos vor den Zehenspitzen. Pan sah den zerfledderten Schlafsack, der auf einem Feldbett zusammengeknäult lag.

Hier sollte er die nächsten Wochen, Monate verbringen? Oder würde alles in ein paar wenigen Minuten enden...? Die Schienbeine schmerzten. Pan wurde auf einen, überwiegend in Aluminiumfarben gehaltenen, Bürostuhl katapultiert. Er kreiste mit dem sitzenden Körper, während die schwindelige

Wahrnehmung sich an einem vergilbten Papierhaufen auf einer grünschimmernden Schreibtischmatte festhaftete. In Gedanken ritzten sich Worte ins Paket der Gefühle. Pans Adamsapfel galoppierte, und der Hufe bildende Mund erzeugte Röcheln. Was dort zu lesen war, ließ Empfinden und Antriebskraft im Schock zurück. Blauschmierende Schreibstifte fielen auf den rauen, gekalkten Boden und versanken langsam im Weiß. Halbwertzeiten waren auf einer alten moosigen Tafel mit gelben Linierungen notiert. Empfindungen rotierten, Augplaneten zuckten, von ausgefranzten Buchstaben irritiert. Die aufgeplatzten Lippen Pans lautierten weiter:  
*„Diese Räumlichkeiten dürfen erst wieder in fünf Jahren verlassen werden.“*

# DAS HOSPITAL

Ansgar Eyl

Das Fadenkreuz auf der Polyesterstrumpfhose flackerte kurz auf. Der Schuss könnte überall abgegeben werden. Die Menschen schwiegen vor sich hin und schwenkten die Oberkörper vor und zurück.

Einer brabbelte und schlug laut die Handinnenflächen vor die schmalen Lippen. Der Umriss des Homo sapiens auf dem Linoleumboden kratze sich blutig.

„Das darf man nicht sagen...“, jemand versuchte die Silbenfetzen zu dechiffrieren. Ein paar der nickenden Leute hatte sich Tücher vor die Mäuler gebunden, damit man ihre teilweise abrupten Sprachbildungen nicht an den halb geöffneten Kieferhälften ablesen konnte.

Die Kunststoffstühle zitterten, ein paar Sprechporen prusteten: Angst, Verwirrung, und die Intoleranz von abweichenden Meinungen.

Algorithmen zeichneten auf. Denkprotokolle aus elektrischem Getuschel verhedderten sich in den metallverkleideten Plastikkassibern.

Zwei große, überernährte Wärter brachten weiße Westen und schnürten erste Menschen-Pakete.

„Das ist diskriminierend! Solche Worte darf man nicht formen!“ Spritzentropfen zischten durch die erwärmte, feuchtklebrige Luft.

„Sind Sie eigentlich schon injiziert? Es hilft Ihnen vielleicht eine kleine Beruhigung.“

Kati schluckte, sollte sie wirklich schweigen? Sie saß zusammengekauert und unbeachtet auf einer cremefarbenen Gymnastikmatte neben dem Bällchenbad und kratzte weiter an ihren Oberschenkeln. Die Kamera schielte Richtung Essensraum. Irgendjemand observierte die heraus taumelnden, ausgemergelten Gestalten. Kati fasste Mut und spürte einen Rest von Energie. Sie wankte zu dem Bildschirm, der sie aus einer Ecke mit hektischen Tiertrickfilmbildern überflutete, gleichzeitig ihre Bewegungsabläufe und Lautierungsgeräusche überwachte.

Die Finger krallten, das Winken misslang. Grimassieren glückte. Sie identifizierte sich mit dem Code auf ihrem flirrenden Handy-Bildschirm. Eine Zeichentrickkatze kreischte. Der Papierstrohalm zerriss auf der Unterlippe. Kakao tropfte auf das gestreifte Nachthemd.

Katis Zunge riss die Feuchtigkeitserlen aus den Textilfasern. Eine Stimme drang aus dem pulsierenden Metalllautsprecher:

„Es ist noch nicht vorbei – es ist noch da! Wir müssen die Maßnahmen und Regeln einhalten!“

Es schepperte. Die menschlichen Umriss füllten die Tellerdellen. Kati lauschte den Stimmen.

‘Waren sie wirklich da? Oder träumte sie den Traum des Lebens?’

„Es wird noch schlimmer werden, wenn ihr nicht aufpasst! Haltet euch an die Vorgaben!“ knatterte es aus der Box.

„Hey, was haben wir denn hier in der Ecke für ein Früchtchen, willst du dich nicht in die bunte Welt der Mittagessen-Prozedere einreihen?“

Die zwei Aufseher packten Kati unter den Achseln, so dass sie endlich in der Luft anfang schnell zu laufen. Den Schussapparat mit Zielfernrohr hielt einer der Pfleger für alle Fälle in seiner Kitteltasche bereit.

---

**Ansgar Eyl**  
**Kleinmaiseheid**

Ansgar Eyl, \* 17.06.1969 in Neuwied.

Er veröffentlichte in Anthologien und Literaturzeitschriften, lebt in Kleinmaiseheid im Westerwald. Ansgar Eyl veröffentlichte bislang Prosa und Lyrik, u.a. in Axel Kutsch´ versetze´1- 14 kontinuierlich vertreten. Publierte in Anthologien und Zeitschriften. Einzelveröffentlichung: „Orangensaft“-Lyrik im Mauer-Verlag.

Internationaler Lyrik-Wettbewerb ´Sannio´- in Italienisch-deutscher Anthologie-1997 veröffentlicht u.a.

## „Gegen das Fett“

**Camilla Lindner**

Der Herr fischt die Forelle aus dem Becken, schlitzt sie in der Mitte auf, nimmt die Innereien heraus, spült alles mit einem Wasserschlauch aus und wickelt den Fisch in Zeitungspapier.

„Elf Euro.“

„Danke.“

„Gerne.“

Zu Hause stellt Nanami die Pfanne auf den Herd. Es ist die einzige Pfanne in ihrer Küche, eine Teflonpfanne. Nanami hat sie zum 18. Geburtstag von ihrem Vater geschenkt bekommen. Er hatte es mit der Post liefern lassen. Sie legt den Glasdeckel darüber. Öffnet die Kühlschranktür, holt Butter aus der durchsichtigen Butterdose, lässt ein großes Stück in die Pfanne fallen. Sie legt den Fisch hinein, es zischt und spritzt. Die Fischflosse zuckt. Fett spritzt auf ihren

Unterarm und ihre Stirn. Sie dreht den Wasserhahn auf, hält den Arm, dann den Kopf unter das Wasser. Hält die Luft an.

Der Deckel liegt neben der Pfanne und es spritzt weiter, als Nanami vom Waschbecken auftaucht. Die Spritzer landen auf den Herdplatten, auf den weißen Fliesen hinter dem Ofen, auf dem Küchenboden. Sie greift zum Deckel, Wasser tropft von ihrem Gesicht in die Pfanne, es zischt und spritzt, sie legt den Deckel drauf. Sie schaut auf den Glasdeckel, sieht Fett am Glas hochspritzen und an den Rändern herunterlaufen. Langsam breitet sich Bratgeruch in der Küche aus.

Nanami öffnet erneut den Kühlschrank, dann das kleine Gefrierfach. Holt erneut ein großes Stück Butter heraus. Sie blickt in das Gefrierfach. Neben der Packung eingefrorener Erbsen und den beiden blauen Kühlkassett liegt ein weiteres Stück Butter. Sie greift danach, Nebel strömt ihr ins Gesicht. Kurz schließt sie die Augen. Sie drückt die kleine Tür des Gefrierfachs zu, schließt die Kühlschranktür. Auf dem weißen Plastik hängt ein Foto, das mit einem Magnet

befestigt wurde. Auf dem Bild ist Nanami mit orangener Schultüte zu sehen. Sie ist alleine darauf zu sehen, jemand hat sie mit einer Zickzackschere herausgeschnitten. Am Rand steht Mai 1984. Der Schaft der Schultüte ist aus grünem Krepppapier. „Du magst doch Karotten so gerne“, hört sie ihre Mutter sagen. Nanami wendet den Blick ab, lässt das Butterstück in die Pfanne gleiten. Es schmilzt schnell.

Sie nimmt eine Streichholzschachtel aus dem Schrank. In der Schrankinnenseite kleben gelbe Post-its. Auf denen stehen Wörter und Sätze in japanischen Schriftzeichen. Es ist die Handschrift ihrer Mutter. Auf den Zetteln steht „Bin Einkaufen, komme gleich wieder“, „Hab einen schönen Abend, ich vermisse dich jetzt schon, Mama“ und „Es gibt noch Kuchen von Rayas Geburtstag im K-Schrank <3.“ Nanami bemerkt die vielen Zettel nicht mehr, die schuppengleich übereinander an der Türe kleben. Sie fährt mit dem Streichholzkopf über die raue Fläche der Packungsseite. „Gegen das Fett“, hatte ihre Mutter immer gesagt und ein Streichholz angezündet. „Gegen das Fett“,

sagt Nanami. Sie riecht Schwefel und starrt in die Flamme. Kurz zucken Flammen durch ihren Kopf, die um einen Holzsarg züngeln. Da ist das weiße Gesicht der Mutter, die schwarz gefärbten, langen Haare. Die rauen Hände und porösen Fingernägel, die auf einmal so stark glänzten, dass Nanami wegschauen musste. Das Streichholz erlischt, sie drückt ihren Zeigefinger auf den Knopf der Abzugshaube. Was die wohl bringt, fragt sie sich und schaltet sie aus, zündet ein weiteres Streichholz an. „Gegen das Fett“, flüstert sie. Die Flamme erlischt. „Gegen das Fett“, sagt sie und tut das insgesamt fünfmal.

Nanami spricht in ihr Smartphone „Was hilft gegen Bratgeruch.“ Eine Frauenstimme antwortet „Probieren Sie es mit Essig. Kochen Sie ein Glas Wasser mit einem Löffel Essig auf und lassen Sie es ein paar Minuten köcheln. Sie können außerdem Lorbeerblätter, Rosmarin, Zitronen oder Zimtstangen dazugeben.“ Während die Stimme spricht, schneidet sie Karotten. Das Messer ist stumpf. Sie drückt auf die Möhre und sieht das Orange reißen. Sie streicht mit ihrem Finger drüber. Denkt an einen Felsen, den sie entlang

des Meers emporklettert. Sie schließt die Augen, fährt erneut über die Stelle. Dann macht sie die Abzugshaube an, hält ihren feuchten Kopf darunter, schaut auf den Deckel der Pfanne, sieht, wie das Fett hochspritzt, sieht, wie sich Schaum bildet, wie wenn Wasser an Felsen prallt.

Sie denkt nach. Überlegt, wie sie über all das sprechen soll, was sie sagen soll auf die Frage, wie ihr Wochenende war. Kann sie sagen, dass sie am Wochenende an das Meer dachte? An eine Küstenregion, dass sie vielleicht dort war. „War ich dort?“, fragt sie leise. Sie nimmt Salz aus dem Schrank und reibt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, riecht daran. Streicht ihren noch feuchten Mundwinkel.

Muss den Fisch umdrehen, fällt ihr plötzlich ein und das Herz springt kurz, es ist ihr gerade rechtzeitig eingefallen, aber nicht wie Schuppen von den Augen ist es ihr eingefallen, sondern einfach plötzlich. So plötzlich, dass das Herz pocht und die Achseln sich mit Wasser füllen, wie sich ein Becken füllt mit Wasser, wenn es regnet, nur umgedreht eben. Nanami hebt den Deckel. Sie nimmt einen Pfannenwender

und eine Gabel, dreht den Fisch, die Haut bleibt an der Pfannenseite kleben, sie schaut auf den Fisch, blickt in das Auge und legt schnell den Deckel auf die Pfanne.

Hat in das Auge des Fisches geschaut und andere Fische gesehen, die vor dem Angelhaken wegschwammen, denkt Nanami. Aber so kann sie es nicht erzählen, nächste Woche bei der Arbeit nicht und auch die Woche darauf nicht, niemandem kann sie es so erzählen. Aber was kann sie dann sagen? Wie kann sie es sagen? Was kann sie antworten auf die Fragen: Wie war dein Wochenende? Was hast du am Wochenende gemacht? Nanami denkt nach, aber niemand wird sie fragen, niemand wird nach ihrem Wochenende fragen und auch nicht nach dem nächsten. Nanami wird ihr Fahrrad an das rote Straßenschild binden, so wie jeden Montag und mit der Rolltreppe um 8:50 bis in die E-Ebene fahren. Sie wird ihre Karte an das weiße Viereck halten, eine Türe wird sich öffnen und dann legt sie den Rucksack in den Spint hinten in der Ecke. Sie wird nicht in den Spiegel schauen, der an der Spint-Innenseite hängt. Sie wird sich den weißen Kittel überziehen und eine Dose

nach der nächsten, eine Packung nach der anderen in die Regale stellen. Die Lücken füllen, die sich auftun, wenn eine Kundin nach einer Packung greift. Nanami ist schnell. Die Regale sind gefüllt, zumindest in ihrem Bereich. Nanami wird am Montag nicht viel sagen. Ihre Kolleginnen werden unter sich ihre Wochenend-Erlebnisse ausbreiten. Und die ersten Stunden werden die Kundinnen und Kunden Schwierigkeiten haben, schnell an ihnen vorbeizukommen.

Am Nachmittag geht Nanami mit dem Messer zum Schleifen. Was stumpf ist, muss scharf gemacht werden, was nicht geht, muss funktionstüchtig werden, denkt sie und fragt sich, als sie im Laden steht, wer das schon wieder gesagt hat, das mit dem scharf und dem funktionieren. Sie hat es auf jeden Fall nicht gesagt, aber trotzdem denkt sie es jetzt, fällt es ihr jetzt ein. Aber weiter kann sie nicht denken, „Guten Tag“, die Dame hinter dem Tresen und Nanami sagt ebenfalls guten Tag. Dann stehen beide kurz so da. „Guten Tag, also ich möchte mein Messer schleifen lassen, es ist nicht mehr scharf“, sie schaut die Dame an, diese lächelt nicht, oder Nanami kann es nicht sehen, wegen der Maske. „Wollte

auch fragen, wie viel das kostet, also das eine Messer schleifen lassen.“ Nanami schaut auf ihren kleinen Zettel. Da steht der Satz. Sie liest ihn von dem Zettel ab. „Zeigen Sie mal“, die Dame blickt auf die Tüte in Nanamis Hand und Nanami faltet den Zettel, steckt ihn in ihre Jackentasche und holt das Messer heraus. Das Messer ist in Zeitungspapier eingewickelt. Vorsichtig wickelt sie es heraus. Das Papier lag am Hauseingang im Flur des Hauses, in dem Nanami seit über zehn Jahren in einer Einzimmer-Wohnung lebt. Unter den Briefkastenschlitzen am Eingang steht eine große Plastikbox, in welche die Briefe hineinrutschen. „Jeder Mieter bekommt bald eine eigene Box“, hatte der Vermieter damals zu Nanami gesagt. Der Boden klebt bis heute und kaputte Fahrräder und elektronischer Schrott sammeln sich in der rechten Flurecke. An einem leeren Gurkenglas hat sich am Rand Schimmel gebildet. Eine Fliege kreist um das Glas, setzt sich auf den weißen Rand und reibt die Füße aneinander.

„Na, das ist aber kein Messer mehr, sehen Sie“, die Verkäuferin drückt die Spitze des Messers in ihren Zeigefinger. „Sehen Sie. Nichts passiert, funktionslos. Kein Messer eben.“ Nanami starrt auf den Zeigefinger. „Sechs Euro und Sie haben wieder Spaß beim Schneiden“, fährt die Frau fort, Nanami starrt immer noch auf den Finger, der sich jetzt durch die Luft bewegt. Sie nickt. Die Verkäuferin nickt ebenfalls. Eine blonde Haarsträhne fällt der Frau über das rechte Auge. Zuvor noch steckte sie hinter dem Ohr. Zeitgleich löst sich eine braune Haarsträhne aus Nanamis nach hinten gebundenem Haar. Beide Frauen schauen sich an, dann betrachten sie wieder das Messer, das auf dem Glastisch vor ihnen liegt. Unter dem Messer erkennt Nanami Taschenmesser in verschiedensten Größen sowie Angelhaken. Sie liegen auf blauem Stoff, es soll aussehen wie Wasser, wie das Meer. Aber es sieht aus wie ein blaues Stofftuch unter einem Glastisch.

Die Frau sagt nun – und während sie spricht, geht ein Ruck durch Nanami Körper – „Bringen Sie doch ihre ganzen Messer mit, die schleifen wir alle. Wir machen Ihnen einen guten Preis. Wir sind ein Familienunternehmen“ und tippt mit den Fingern in ein vor ihr liegenden Taschenrechner. Ihre Nägel sind lang, hellrosa lackiert und alle am rechten Rand mit einem blitzenden, kleinen Steinchen versehen. Sie zieht ihre Maske vom Gesicht und fährt fort. „Wenn Sie 10 Messer haben, kostet das 50 Euro“, sagt sie, spitzt zugleich die Lippen und Nanami legt die Stirn in Falten.

„Gut“, Nanami räuspert sich, so viel wie heute hat sie schon lange nicht mehr gesprochen. „Gut“, sagt sie nochmals und reibt Daumen und Mittelfinger aneinander. „Gut“, sagt die Dame und tippelt mit Daumen- und Zeigefinger auf den Tisch. Sie lächelt kurz, Nanami schaut auf – zwei spitze Schneidezähne blitzen auf. Unbewusst fährt sie mit der Zunge über ihren Eckzahn. Kreist zweimal um den Zahn herum, dann dreimal in die entgegengesetzte Richtung.



„Wir haben auch andere tolle Dinge hier“, fährt die Frau fort und zeigt auf ein paar Angelruten, die links neben ihr in der Ecke in einem Schirmständer stehen. „Hmmm“, Nanami betrachtet die Angelruten, ihr Blick gleitet zu der Glasdose, die neben ein paar Flyern am Tresen steht. In dieser befinden sich blaue Streichholzpackungen mit weißer Aufschrift. „Muss nachher eines mitnehmen“, denkt sie und würde es sich am liebsten aufschreiben. Die Frau fährt fort „Angeln ist eine Passion.“

Ein Kunde betritt den Laden, der Klingelmechanismus setzt ein, Nanami schaut hoch. „Also wenn Sie überhaupt angeln oder für Freunde“, die Dame zeigt wieder auf die Angelrute. „Ja“, Nanamis Blick gleitet nach rechts zu sehr scharf aussehenden Messern in der Vitrine. „Nun ja, die da sind eher für Jäger, fürs Wild aufbrechen, wissen Sie“, sagt die Verkäuferin und drückt auf einen Schalter an der Vitrine, das Licht geht an, Nanami senkt die Augen. Ein Junge schaute mit offen stehendem Mund durch das Schaufenster.

Nanami guckt den Jungen an, blickt in den Mund. Auf einmal wird ihr heiß. Um sie ist es dunkel, sie steht in einem Aufzug, fährt mit ihm immer tiefer irgendwo herunter. Eine Höhle scheint es zu sein. Ein paar Lichter leuchten auf Steine. Sie fährt immer tiefer, es rattert und der Sauerstoff wird weniger. Ihr Herz pocht. Den Helm hat sie vergessen, verflucht der Helm, denkt sie und hebt die Hand, streckt sie nach oben, wie am ersten Tag in der Schule. In jenem Moment betreten zwei Kundinnen den Laden, eine von ihnen trägt neonfarbene Kleidung, einen Fahrradhelm und Fahrradhandschuhe. Nanami starrt auf den gelben Helm der Frau. „Die Flasche da im Schaufenster, kann ich die mal genauer anschauen?“, fragt die Frau und als die Verkäuferin auf Nanami zuläuft, zuckt diese zusammen.

„Entschuldigung“, sagt die Verkäuferin. „Oh, ja, Entschuldigung“, Nanami öffnet die Tür, ihr Kopf pocht, wie automatisch greift ihre Hand beim Herausgehen nach einer Streichholzbox. Von draußen schaut sie noch einmal durch das Schaufenster. Die Hand der Verkäuferin bewegt sich. Nanamis Gesicht spiegelt sich darin, die Hand berührt

Nanamis Lippen, Nanami öffnet den Mund und muss würgen. Die Hand der Verkäuferin umgreift eine Trinkflasche aus Edelstahl.

Auf einmal riecht Nanami Fett – „der Fisch, ich habe den Fisch in der Pfanne vergessen“, sagt sie laut, hastet los. Wechselt den Bürgersteig, passiert *Efe Döneria*, *Burger King*, *Mode mit Herz* und die Gaststätte *Zum Wilden Mann*. Ihr beigefarbener Mantel flattert. Die rot-weiß gestreiften Socken bewegen sich in den Ledersandalen auf und ab.

Während sie läuft, fängt es an zu regnen. Das Wasser tropft an ihrem Gesicht herunter, befeuchtet ihre Haut und ihre Haare. Verfängt sich in den Wimpern. Die Tropfen trommeln auf den Asphalt und auf Dächer, fließen über Metallgitter in den Gully, sammeln sich zu Pfützen. Nanami biegt rechts an der Eisbar ab. Die Bänke, auf denen kurz zuvor noch dutzende von Menschen Spaghettieis in ihre Münder schoben, sind leer. Zwei Straßen weiter bleibt sie vor der Haustür ihrer Wohnung stehen. Sie schaut durch den Briefkastenschlitz. Nebel wabert ihr vom Flur aus entgegen.

Aus ihrer Hosentasche zieht sie die Streichholzbox. Die ist vom Regen durchnässt, liegt jetzt weich in Nanamis Hand. Sie drückt ein Streichholz aus der Packung, fährt mit ihm über die aufgeweichte Seite der Box, fünf mal tut sie das. Dann wirft sie das Streichholz durch den Briefkastenschlitz. „Gegen das Fett“, sagt Nanami und läuft die Straße weiter entlang Richtung Parkanlage, bis zur Mauer, hinter der in einem Teich Forellen gezüchtet werden.

---

**Camilla Lindner**  
**Frankfurt a.M.**

Camilla Lindner hat Politische Theorie in Frankfurt und Toronto studiert.

In Ihren Texten setzt sie sich mit Lebensrealitäten auseinander, die einen anderen Blick auf das „Reale“ einnehmen.

# FIONA FIESTA & DER MUT LEBEN ZU

## WOLLEN

**Bastian Kienitz**

*Stellen Sie sich vor Sie werden kontrolliert. Vielleicht werden Sie kontrolliert? Inseheim, wo Sie es nie vermutet hätten. In Ihrem eigenen Körper. Ein Szenario, welches nicht denkbar ist, meinen Sie? Ein Szenario, welches bereits alle Sinne involviert? Ja, das Grauen kommt schleichend und schwarz wie die Nacht!*

Als Fiona Fiesta über den Rand der Brücke sah, meinte sie fliegen zu können. Sie suchte keinen Ausweg, nein, sie wollte es wirklich. Ein später durchgeführter Antikörpertest ergab, dass sich in Fiona ein Parasit eingenistet hatte, ein Protozoon und eukaryotischer Einzeller namens *Toxoplasma gondii*. Der Erreger der Toxoplasmose, einer Infektionskrankheit mit zumeist sehr milden Verläufen, verfügt im Gegensatz zu einem Virus über einen Zellkern. Damit weist das sogenannte Urtierchen Ähnlichkeiten zu

unserem körpereigenen Zellsystem auf. Der Hauptwirt, die Katze, scheidet die Eier des Erregers, sogenannte Oozyten, über den Kot aus. Die Übertragung auf den Menschen kann somit bei Katzenbesitzern gehäuft festgestellt werden. Des Weiteren vermehrt sich der Erreger über andere Wirte wie z.B. Schweine, sodass das Protozoon über den Verzehr von rohem oder ungenügend erhitztem Fleisch in den Körper ihrer Wirte eindringen kann. Während in Deutschland rund 20 Prozent des jüngeren Gesellschaftsanteils seropositiv auf den Erreger getestet wurden, sind in der älteren Generation bereits über 70 Prozent *T. gondii* infiziert. Wirklich besorgniserregend ist die Tatsache, dass der Erreger das Verhalten von Mäusen verändert und diese sich scheinbar freiwillig einer Katze zum Fraß anbieten. Damit zählt der Parasit zu der Gruppe der Neuroparasiten, welche das Verhalten von infizierten Individuen möglicherweise stark beeinflussen oder beeinträchtigen können. Während vermutet wird, dass der Erreger die Risikobereitschaft erhöht sowie psychische Krankheiten wie Schizophrenie hervorrufen kann, wird ebenfalls die gesteigerte

Selbstmordrate bei infizierten Frauen heiß diskutiert. Laut der 2016 durchgeführten Studie „*Is Toxoplasma Gondii Infection Related to Brain and Behavior Impairments in Humans? Evidence from a Population-Representative Birth Cohort*“ gibt es jedoch nur wenig Hinweise, dass *T. gondii* mit einem höheren Risiko für psychiatrische Störungen, Persönlichkeitsfehler oder neurokognitive Beeinträchtigungen in Zusammenhang steht. Tendenziell konnte jedoch eine leicht höhere Selbstmordrate sowie ein leichter Hang zum Neurotizismus und zur Depression festgestellt werden. Fiona Fiesta hingegen bleibt ein Rätsel!

Als Fiona aus dem Schulfenster sah, war ihr Blick nicht mehr der gleiche. Zwei Wochen zuvor noch arrogant ruht sie nunmehr in sich gekehrt und führte Selbstgespräche. Sie träumt davon ein Vogel zu sein und belauscht diese zusehends im gegenüberliegenden Baum. Ihren Mitschülern ist dieser plötzliche Charakterwandel völlig suspekt. Einen leichten Hang zur Melancholie konnte im Vorfeld niemals bei ihr festgestellt werden. Vielmehr schien ihre teilweise narzisstisch wirkende Art auf die einen eher abstoßend und

auf die anderen ebenso anziehend. Gemeinsame Dialoge über belanglose Schönheitsideale, Moden oder andere werbewirksame Konsumenten-Beweihräucherung interessiert somit nicht jedem. Jetzt achtet Fiona jedoch vermehrt auf das Rauschen des Windes und die Bewegung der Blätter im gegenüberliegenden Park. Als wären in ihr einige sensorische Knoten geplatzt, fühlt sie sich Naturverwandter und dem natürlichen Leben sehr nah. Fiona ist übergücklich, wenn sie etwas Neues entdeckt. Vor *Glück zerspringen und tanzen wie ein Derwisch* à la Joe Black, dem Rendezvous mit dem Tod persönlich, welcher 1998 im gleichnamigen Spielfilm zu einem Kassenschlager wurde. Dies wäre also in etwas das Gefühl, welches das Mädchen in jeder Pore und Ader ihres jugendlichen und mit Reizen gesegneten Körpers verspürt. *Glück ist Liebe, nichts anderes*, wenn wir den Gedanken von Hermann Hesse weiter folgen. Aber, was ist Liebe und was ist Freiheit. Die amerikanische Verfassung ist sich dahingehend einig, was das Streben nach Glück angeht und hat dieses als individuelles Freiheitsrecht und Grundsatz in der

Unabhängigkeitserklärung verankert. Mit dem *Pursuit of Happiness* erhält somit jede(r) Staatsbürger/in unveräußerliche Rechte, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen. Der Schritt zu einem glücklichen Leben kann somit keinesfalls vordefiniert werden und ist individuell voneinander zu unterscheiden. Das subjektive Wohlbefinden, welches in der psychologischen Betrachtungsweise daraus resultiert, kann sich sowohl körperlich, geistig und seelisch bemerkbar machen. *Die Lust zu maximieren, um dem Schmerz auszuweichen*, ist der erste nachweislich verfasste Gedanke dieser Art, der von *Aristippos von Kyrene* in Form des Hedonismus ins Leben gerufen wurde. Abseits davon hat die Empirik und praxisbezogene Wissenschaft zwei Dinge festgestellt: Motivation ist der Weg zum Glück und eine Stimulanz, welche abhängig machen kann. *Und das Äffchen drückt das Knöpfchen*, heißt es, wenn wir *Lost in Space* (um beim gleichnamigen Film zu bleiben) in die Tiefen des Gehirns vorstoßen.

Als Fiona auf Denis zuing, wünschte sie sich viel mehr als nur seine Nähe. Früher unnahbar erglühte in ihr wie auf Knopfdruck das Verlangen. Ihr gutes Aussehen optimierte diesen Beitrag und führte das Mädchen über die Schwelle des Glücks. Unaufgefordert warf Fiona sich dem überforderten Jungen an den Hals und flüsterte ein *Love me tender*, dass er sie ganz zärtlich berührte. Dieses Lustgefühl war wie der Griff nach der ersehnten süßen Schokolade und hatte Auswirkungen auf ihr ganzes Seelenleben. Ungeahnte Freiheit und den Drang tun und lassen zu können, was Man(n) oder in diesem Fall Frau will. Das ist Emanzipation 2.0 und die nächste Stufe menschlicher Existenz. Jean-Jacques Rousseau (1712 – 1778), der große französische Schriftsteller, sah hingegen, dass „*die Freiheit des Menschen nicht darin liegt, dass er tun kann, was er will, sondern dass er nicht tun muss, was er nicht will*“. Nun ja, was Fiona angeht, wollte sie alles tun, um diesen steten inneren Drang zu befriedigen. Was ihr gefiel, gab ihr einen Motivationsschub. Es muss somit davon ausgegangen werden, dass der Erreger *T. gondii* dieses Verhalten

maßgeblich forcierte. Nach dem derzeitigen Kenntnisstand wäre diese Fähigkeit überhaupt nicht unüblich. Die Manipulation des Zwischenwirtes Ratte bezieht sich auf die Wahrnehmung des Risikos der Katzenprädation in Form einer Vermeidungsreaktion. Wie die 2001 publizierte Studie „*Fatal attraction in rats infected with Toxoplasma gondii*“ feststellen konnte, verändert der allgegenwärtige Parasit das Verhalten der Ratten subtil, um dessen Prädationsrate zu erhöhen. Die Ratte opfert sich demzufolge nahezu selbstständig. Umgekehrt muss diese Selbstaufopferung einen physiologischen Hintergrund haben und zu einer massiven Verhaltenskontrolle führen. Verschiedene unabhängige Untersuchungen legen nahe, dass der Neuroparasit *Toxoplasma gondii* signifikant den Dopamin-Stoffwechsel seines Wirtes erhöht.

Auf der Suche nach dem Kick liefen bereits einige Jahre zuvor Ratten wie fremdgesteuert durch den Käfig. Mit der sogenannten SKINNER BOX führten die beiden US-Forscher James Olds und Peter Milner am CALTECH in Pasadena Verhaltensversuche an dem Modellorganismus

Ratte durch und verpflanzten dieser eine elektrische Elektrode. Per Stromschlag konnte der Nager sich nunmehr selbstständig befriedigen und reizten dabei eine Gehirnregion bis zur Erschöpfung, die später als Belohnungszentrum in die Annalen der Neurowissenschaft eingehen sollte. Der Glückshebel war somit Hauptakteur des Botenstoffes Dopamin im mesocortikolimbischen und dopaminergen Belohnungssystem. Es ist jedoch nicht das Dopamin, welches den gefühlten Glücksrausch hervorruft, sondern die körpereigenen Opiate, zu den z.B. die Endorphine sowie andere Botenstoffe wie das Oxytocin gehören. Das Dopamin fungiert einzig als Motivator, sodass der Erreger *T. gondii* hier aller wahrscheinlich seinen größten Beitrag leistet. Dieser Drang in Fiona ihren Lustgefühlen nachzugeben, welcher Art diese auch immer waren, sind somit höchst bemerkenswert und besorgniserregend. Wie unter Droge verhielt sich das Mädchen, als hätte sie vor dem Discorausch ein Paar Ecstasy-Tabletten genommen. Diese sind dafür bekannt, eine gehobene Stimmungslage mit Glücksgefühlen hervorzurufen, was die Hemmung von

Ängsten sowie eine hohe emotionale Verbundenheit zu allen Lebewesen zur Folge hat. Die leistungssteigernde und aufputschende Wirkung von MDMA ist stark mit den Wiederaufnahmehemmern und Neurotransmittern Serotonin, Dopamin, Noradrenalin und Acetylcholin verbunden. Warum *T. gondii* Fiona Fiesta den Mut gab, schlicht und einfach Leben zu wollen, ist ein Rätsel. Im Umkehrschluss ist das Leben dem Tod jedoch immer vorzuziehen. Abschließend ist für Fiona folgendes feststellbar: Sie liebt das Leben und lebt es jeden Tag aufs Neue.

---

**Bastian Kienitz**  
**Mainz**

Bastian Kienitz, \* 1975.

2016 Einzelausstellung UNKLARHEITEN im Gastfeld Bremen. 2015 Gruppenausstellung PHOTOGRAPHY NOW in der Brick Lane Gallery London. Seit 2012 freiberuflicher Fotograf, Filmer, Schreiber und Künstler.

U.a. Anerkennungspreis beim Wiener Werkstattpreis (2014) für *Zappgedichte*. 2015 mit der Kurzgeschichte *Lovejoy* Finalist beim Kurzgeschichtenwettbewerb Zeilen. Gewinnern des Literaturwettbewerbs Trixi im Morgenland mit dem Gedicht *Am Anfang war das Wort*, des Kurzgeschichten (2018) Bastian Kienitz ist Mitglied beim BVJA dem Bundesverband junger Autoren und Autorinnen e.V.

# HÖLLE BANAL – das Land unter der Matratze

Thomas Faßbeck

Dabei ist gar kein Höllenwetter. Der Himmel blau, normal blau, etwas dunstig blau im Vormittagslicht. Nicht dunkelgrau schmutzig apokalyptisch.

Ich liege im Bett. Allein. Anders kenne ich es nicht. Wie gewöhnlich. Im gleichen Bett wie immer. Genau so war das Bett schon von jeher, an allen Vormittagen oder Morgen im Leben, es war nie anders: zu Schulbeginn, in den Ferien, während des Studiums, vor Arbeitsbeginn, an Sonntagen zum Mittagsschlaf. Das Bett wie immer.

Es besteht aus drei einzelnen, zusammengeschiebenen Matratzenstücken, die quer durch ziemlich tiefe Spalten getrennt sind. Wie es bei einer so antiquierten Schlafstatt nicht anders sein kann, haben sich die beiden Spalten in Querrichtung zwischen dem ersten und zweiten und dem zweiten und dritten Matratzenstück im Lauf der lebenslangen

Liegezeit stark ausgeweitet. Schlecht für den Rücken, wie man heutzutage weiß.

Die beiden Spalten sind vom Bettuch überdeckt, das sich leicht in sie einwölbt. Ich habe noch nie in die Spalten hinuntergeschaut.

Dann kommt der Sog.

Ich weiß nicht, wohin und wie weit, in welche Tiefen die Spalten hinabreichen, in welche Bereiche des Bettes oder in welche Bereiche auch immer, ich kenne den Weg durch die Spalten nicht und nicht das Land unten, in das sie einmünden.

Es ist ein Sog von unten, der die leichte, normale Wölbung des Betttuchs über den Spalten zu einem kleinen Krater einsacken lässt. Mit einem Ruck. Dann weitere Soge. Das Bettuch wird in die Spalten eingesogen, Ruck auf Ruck.

Das Land unten.



Ich spüre, wie die Sogwellen mich erfassen, teils, weil ich, auf dem Betttuch liegend, durch seine Bewegungen in Richtung der Spalten mittransportiert werde, teils, weil der Sog von unten meinen Körper auch direkt erfasst. Ich fühle dieses Rucken und Saugen, das unmittelbar die Haut von Rücken, Gesäß und Waden angreift und spannt, welche ja nahe an den Spalten liegen.

Das Land unter den Matratzen.

Ich kann mich aus eigener Kraft nicht bewegen. Mein Kopf liegt seitlich zum Fenster hin geneigt.

Es ist kein Höllenwetter. Der Himmel hat sein normales, etwas dunstiges Vormittagsblau der gewöhnlichen Schönwetterlage. Die Gardinen müssten gewaschen werden. So ist es wieder, nach langer Zeit. „Die Gardinen müssen gewaschen werden“, hatte Mutter immer gesagt, „es geht nicht anders.“

Ich spüre, wie das Betttuch mit seinen Ruckbewegungen im Sog an meiner Gesäßhaut reibt. Die Haut scheint sich durch

das Reiben kurz zu erhitzen, wie ein Streichholz an der Reibfläche. Das zeigt mir, mit welcher kalten Kraft die Sogwellen das lange Betttuch in die Spalten hineinziehen - kräftiger und schneller, als mein Gesäß, der Rücken und die Beine angezogen werden, die ja schwerer und damit träger sind als das Betttuch. Und gerade hieran, am Unterschied der Geschwindigkeiten, wird mir vollends klar, dass auch ich mich unerbittlich auf die Spalten zu und in sie hineinbewege, nur eben etwas langsamer als das Laken.

Ich fühle, dass es mir schwerer wird, Luft zu holen.

Jetzt kann ich auch etwas hören. Die Richtung, aus der das Geräusch kommt, ist vage, ist mehr eine Tendenz. Das Geräusch füllt das Zimmer, und seine Quelle, aus der es heraussprudelt und in den Raum schwappt, scheint irgendwo unter mir zu liegen.

Das Land unter den Matratzen.

Ein gutturales Geräusch - weder hell noch dunkel -, das wässrig und hohl klingt wie Schlucken und Verdauen. Dann

auch wie die Folge zweier dumpfer Töne, die aus einem debilen Instrument kommen, so unmelodisch und verschwommen. Und dies alles unterlegt vom zügigen, zweischlägigen Rhythmus eines tiefen Paukenschlags.

Mein Kopf liegt weiterhin seitlich auf dem Kissen.

Mit dem freien Ohr höre ich im Nachbarraum den Eisschrank anspringen. Ich hatte gestern Abend keine Eier eingekauft, weil die, welche im Verkaufsregal noch übriggeblieben waren, mit Hühnerkot beschmutzt waren. Schmutzige Lebensmittel kaufen geht nicht bei mir. Ich kann nicht anders. In der Wohnung über mir heult ein Staubsauger auf.

Mein linkes Hüftgelenk hat den Rand der Matratzenspalte erreicht. Offenbar bewegt es sich etwas schneller mit dem Sog als die rechte Seite der Hüfte. „Also geht es in Schräglage abwärts“, denke ich, und spüre, wie mit dem nächsten Sog der linke Hüftknochen schon leicht in die Spalte hineinrutscht.

Die unbehaarte, empfindliche Haut der linken Hüfte spürt die Kühle im oberen Bereich der Spalte, in die das ganze Gesäß einzusinken beginnt. Bis jetzt noch Kühle.

Weiter unten, unter den Matratzen, muss es eiskalt sein. Je weiter das Gesäß, vom Sog hinabgezogen, die Matratzenteile auseinanderschiebt, desto mehr haftet die Kälte von unten an meiner Haut und dringt in sie ein.

Keine Kühle mehr, keine Kälte mehr, eher ein Einfrieren der Nerven, das in eine Anästhesie übergeht, die nach innen in den Körper hineinkriecht. Nach der Haut die Knochen fühllos, dann die Därme, dann der Magen fühllos. Schon berührt der anästhetische Frost die Lungenspitzen.

Das Land unter den Matratzen ist mehr als Sibirien. Sibirien nicht im Herbst, nicht im Winter. Wir kennen sie nicht, die Jahreszeit dort unten.

Mein Körper kommt jetzt noch mehr in Bewegung. Die Lendenwirbel werden vom Sog Stück für Stück über den

inneren Rand der Matratze hinein in den Matratzenspalt transportiert. Den Kopf, immer noch seitlich liegend, zieht es vom Kissen weg, er ruckt im Takt der über den Matratzenrand abrutschenden Wirbel über das Laken abwärts. Durch seine Seitenlage kann ich jedoch das Fenster im Auge behalten.

Es ist kein Höllenwetter. Der Himmel keine apokalyptisch dunkelgraue Suppe ohne Konturen, in der wir ohne Ende ertrinken würden. Nein. Es ist ein normal schöner Sonntag. Der leichte Dunst des Vormittags ist gewichen, ich sehe das kräftige Blau des sich nähernden Mittags über dem Dach des Nachbarhauses.

Im Vorgarten hängt die Nachbarin Wäsche auf die Leine. Sie arbeitet konzentriert und in Eile. Um Zeit zu sparen, befestigt sie die Enden zweier Wäschestücke mit jeweils nur einer Klammer. Praktisch, bei dem großen Korb Wäsche, den sie noch zu bewältigen hat. Sicher hat sie diesen Kniff, der nur einem rationell denkenden Jungesellengehirn entsprungen sein kann, von mir abgeguckt. Ich muss immer alles schnell

machen, um keine unnötige Zeit zu verlieren. Ich kann nicht anders.

Um die Ecke klopft jemand einen Teppich aus. Es sind energische, kräftige Schläge. Ich kann das Zusammenprallen von Klopfer und Stoff spüren, ein harter, ziehender Schmerz. Vater hatte mich mit dem Teppichklopfer versohlt. „Strafe muss sein. Es geht nicht anders.“ Ich kann den Staub riechen, den das malträtierte Teppichgewebe ausstößt. Ich höre das Echo der Schläge an den Wänden des Hofes, ein kurzes, trockenes Vibrieren.

Und dann wieder das gutturale Geräusch von unter der Matratze. Jetzt tritt es erneut und viel deutlicher in meine Wahrnehmung, lauter als zuvor ergießt es sich in den Raum. Noch dringt der Knall des Teppichklopfers durch es hindurch an mein Ohr, und fast klammere ich mein Gehör an den Knall, um ihn ja nicht zu verlieren. Doch das wässrige, kehlige Geräusch von unter mir wird mächtiger, schwillt an, als sei ein Damm gebrochen, es füllt das Zimmer auf und ertränkt dann alle mir vertrauten Laute von außen.

Es ist, als würde ich in ein Bad getaucht. Meine Ohren schließen sich und gehen doch eigentlich auf, platzen auf, werden durchlässig, werden durchströmt, hören nicht mehr und sind doch eins mit dem gutturalen Wassergeräusch.

In meinen Augen beginnt es zu schwimmen. Aber ich kann noch einmal nach draußen blicken. Auch dort flutet es nun, doch es scheint von oben, vom Himmel zu kommen. Vor dem Fenster senkt sich ein Vorhang aus Flüssigkeit, die abfließend in mein Zimmer eindringt und den Raum immer mehr auffüllt.

Ab jetzt gewahre ich nicht mehr, was draußen ist: was für ein Wetter, was für Geräusche, was überhaupt.

Alles von draußen prallt dumpf ab an dem Etwas oder wird von dem Etwas verschluckt, von dem ich umschlossen bin, das weder hell noch dunkel aussieht, das wässrig und hohl klingt, das sich sehr kalt anfühlt. Diffuses Etwas, in den Augen, in den Ohren, auf der Haut.

Eingelegt in eine trübe, eiskalte Brühe.

Atmen? Kein Atmen mehr.

Auch kein Sog mehr von unten. Kein Sog, kein Zug vom Land unter den Matratzen ist mehr notwendig, denn mit der eigenen Schwere sinke ich hinab, immer mehr, wie ein vollgelaufenes Schiff sacke ich nach unten durch das Loch zwischen den Matratzen tief hinein.

Die anästhetische Kälte. Fühllos nun bis zum Hals, zum Adamsapfel und zu den Mandeln.

Im Sinken klappt der Körper in den Hüften nach innen ein: Ober- und Unterkörper verringern den Abstand zueinander wie die Schneiden einer Schere, die sich schließt. Dann berühren sich Kopf und Füße.

So zusammengeklappt jetzt ganz hinein in das Loch und nach unten.

Rutschen.

Fallen?

Rutschen.

Tiefer rutschen.

Enger, enger.

Ein letztes Aufstoßen noch. Es klingt so wie „hätte...?“ und „anders...“.

Der Rest Atemluft quillt aus dem Mund und verliert sich als Spreu kleiner Blasen.

---

**Thomas Faßbeck**  
**Baden**

Thomas Faßbeck \* 1958 in Karlsruhe.

Erste Versuche, Geschichten zu schreiben, machte er schon als Junge. Im späteren Erwachsenenalter realisierte er „Zwiefalt“, sein erstes Romanprojekt. Seine vielfältigen Erfahrungen mit Menschen aus seiner Berufstätigkeit sowie eine erlebnisnahe, bildhafte Sprache, die er auch als Psychotherapeut praktiziert, möchte er in sein Romandebüt einfließen lassen.

Mitglied der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren e.V. (IGdA) und des Bundesverbands junger Autoren und Autorinnen e.V.(BVjA).

# Grande Finale

Bent-Erik Scholz

Seine letzte Zigarre hatte er vor acht Jahren geraucht. Heute war es egal. Genauso egal war es, dass er sich einen Whisky in sein Glas schüttete. Er tat dies mit der gebotenen Feierlichkeit. Die oberste Flasche im Regal, für besondere Ereignisse bestimmt. Was, wenn nicht dies, war ein besonderes Ereignis? Die letzten Tage waren stürmisch gewesen. Man hatte geweint, geschrien, sich gestritten, mit Gegenständen geworfen. Dass die Tatsachen jetzt so klar und vollendet auf dem Tisch lagen, hatte etwas Beruhigendes. Alles, wovor man sich gefürchtet hatte, war eingetreten. Er ging aus dem Haus.

Das Stadtzentrum war fußläufig zu erreichen. In fünf Minuten stand er auf dem großen, menschenleeren Platz. Die Leute hatten sich von den Straßen in die Keller zurückgezogen. Nur ihr Müll zeugte davon, dass sie bis vor kurzem noch hier waren. Leere Wodkaflaschen, halbvolle Kaffeebecher, zerrissene Kleidung, Spritzen und Kondome schwammen im Springbrunnen. Zerknüllte Papiertüten, Erbrochenes und

Glassplitter lagen über den Beton verteilt. An einer Laterne lehnte ein Schild, das aus einem Pappkarton ausgeschnitten war – *Krieg ist keine Lösung* stand darauf. Diese Botschaft kam nicht nur zu spät, sie verfehlte auch ihren Empfänger. Er setzte sich auf eine Bank und schaute in Richtung des Regierungsviertels. Durch die Gläser seiner Sonnenbrille war es nur verschwommen zu erkennen. Minutiös versuchte er, sich diesen Moment einzuprägen. Wie sich die warme Nachmittagssonne in den Fensterscheiben der herumstehenden Autos spiegelte. Wie der leichte Windhauch eine sich träge wiegende Flagge über den Boden schob. Wie die Ampeln weiterschalteten, obwohl kein Fahrzeug auf den Straßen war. Wie eine abgelöste Ecke eines großen Konzertplakats munter hin- und herflatterte. Wie still es war. Die Abläufe waren dieselben wie immer. Zuerst hatte man sich gewundert, dann gezürnt, dann hatte man befürchtet, danach gehofft, und schließlich resigniert. Man hatte an die Vernunft appelliert und zu spät gemerkt, dass das nicht genügte.

Es hätte alles ganz anders kommen können, wenn nur winzige Details verschoben worden wären. Man konnte keine gerade Linie von einem Vorkommnis zum anderen ziehen, keine klare Kausalkette beschreiben. Vielleicht hätte man die Lage früher erkennen können. Vielleicht hätte man mit der Wut, mit der Irrationalität rechnen müssen. Vielleicht hätte ein einzelner Satz vor zwanzig Jahren nicht gesprochen werden sollen. Vielleicht hätte man etwas tun können, bevor es zu spät war.

Aus seiner Hosentasche holte er ein Feuerzeug. Die fehlende Eleganz des schwarzen Plastiks mit Piezo-Zündung störte ihn, aber er hatte auf die Schnelle kein anderes finden können. Er holte die bereits beim Tabakhändler angeschnittene Zigarre aus dem schmuckvollen Kästchen und schob sie sich zwischen die Schneidezähne. Dann setzte er die Spitze der Zigarre in Flammen und fing an, zu saugen. Der herbe, leicht schokoladige Geschmack breitete sich in seinem Mund aus, gepaart mit dem Gefühl, ein Moos lege sich über seine Schleimhäute. Das war das größte Problem der Welt.

Neben ihm auf der Bank lag ein Taschenbuch. Bis etwa zur Mitte zogen sich die dünnen Leserillen über den Buchrücken. *Ensaio sobre a cegueira*, stand halb geknickt auf ihm. Es war fünf Minuten nach zwei Uhr, und keine Wolke am Himmel.

Sie hatte ihm gesagt, dass sie nicht gewusst habe, wohin mit ihrer Angst, ihrer Wut, und erschrocken auf das am Boden liegende Bild geblickt. Der Glasrahmen war aufgesprungen, Kleinstsplitter hatten sich über das Parkett, über den Teppich, unters Bett und bis in den Flur ausgebreitet. Das war der Punkt, an dem er das Ende akzeptiert hatte. Er hatte den Rahmen angehoben und die Kratzer und Risse beobachtet, die wie ein Blitz durch Rosarot und Mitternachtsblau gingen. Sein Hochzeitsgeschenk an sie. Das einzige seiner Gemälde, das er je aufgehängt hatte. Da hatte es nun gelegen, nicht zerstört, aber entzaubert. Und so sehr er sich bemüht hatte, es tat ihm einfach nicht weh. Er hatte mit den Schultern gezuckt, und das war zu viel für sie gewesen. Aus dem Schrank hatte sie eine Sporttasche gezogen und begonnen, Kleidungsstücke hineinzuzwerfen.

Seine Indifferenz, hatte sie geflüstert, seine beschissene Indifferenz sei nur Sehnsucht, die er verleugnete. Sehnsucht nach Einsamkeit, Sehnsucht nach dem Ende, und es sei Kapitulation. Wäre er ein Soldat, hatte sie gesagt, er würde seinen Kameraden beim Sterben zusehen und sich dann selbst erschießen. Er hatte nichts gesagt.

Damit waren sie getrennt. Mit ihrer vollen Tasche war sie in das Auto ihrer Eltern gesprungen, das vor dem Haus gehalten hatte. Kaum, dass sie die Tür zugeschlagen hatte, hatte ihr Vater auf das Gaspedal gedrückt, wie viele es an diesem Tag taten. Jetzt, auf der Parkbank sitzend, hoffte er, sie hätten es über die Autobahn geschafft. Das Eis in seinem Whiskyglas war geschmolzen, als er zum ersten Mal daran nippte.

Er wusste, dass Stau auf den Autobahnen stadtauswärts den Verkehr in den Randbezirken lahmlegen würde, und wünschte allen, die dort feststeckten, viel Glück. Die Klügeren hatten sich schon vor Wochen aus der Hauptstadt zurückgezogen. Sie hatten es kommen sehen und sich vor dem, was sie für das Schlimmste hielten, schützen wollen.

Die weniger Weitsichtigen waren geblieben, teils aus Unglauben, teils aus der eingebildeten Bestimmung, die Stellung halten zu müssen im Ernstfall, den sie sich nicht ausmalen konnten.

Es waren bereits einige Tage ohne öffentliche Äußerungen des Kanzlers vergangen. Gerüchte hatten sich verbreitet, dass er zusammen mit einigen engen Mitarbeitern in einem der letzten Bunker, der bis vor kurzem noch eine Touristenattraktion gewesen war, aufhielt. „Wir sehen uns dazu gezwungen, Konsequenz zu ergreifen und dem Krieg ein Ende zu setzen, zur Sicherung der Demokratie und des Friedens auf der Welt.“ Das hatte der Kanzler gesagt.

Es folgte die menschliche Explosion aus Angst vor der wahrhaftigen Explosion. LKW-Ladungen von Wut wurden über dem Himmel der Hauptstadt ausgekippt. Durch das Sommergewitter tanzten die Leute auf den Straßen, rutschten in Pfützen aus, warfen sich im Regen zu Boden und schrien vor Verzweiflung. Einige prügeln sich, schlugen auf Hunde, Laternen oder Stromkästen ein. Die Polizei erlag ihrer Überlastung. Jene Beamte, die nicht den



Bunker patrouillierten und panische Menschen von unbefugtem Eindringen in das dick ummantelte Kellerloch abhalten sollten, standen vor den Supermärkten und Kaufhäusern, um sofort zur Stelle zu sein, sobald es im Streit um Dosensuppen, Zigarettentabak, Alkohol oder Mehl zu Handgreiflichkeiten kam.

Mit *Krieg ist keine Lösung*-Schildern in der Hand hatten unzählige mit zornverzogenen Mienen und blutunterlaufenden Augen an den Zäunen der Regierungsgebäude gerüttelt und mit Steinen geworfen. Dem Problem der suizidalen Autofahrer, die ihre Wagen sturzbetrunken von Brücken herunter oder in andere Autos hinein lenkten, konnte man erst recht nicht Herr werden. Diejenigen, die sich nicht an der öffentlichen Tollwut beteiligten, verschwanden Stück für Stück aus dem Stadtbild. Binnen etwa achtundvierzig Stunden sah man niemanden mehr selbstvergessen durch die Einkaufspassagen schlendern oder am Flussufer joggen. Es verschwanden die Kinder von den Spielplätzen und die alten Leute aus den Kaffeehäusern. Die Straßen waren entweder

ausgestorben oder übersät mit Gewalt, sonst nichts. Die Spreu hatte sich vom Weizen getrennt. Und heute waren alle verschwunden.

Auch er, der nun seelenruhig auf der Parkbank saß, um auf den Tod zu warten, hatte das Haus in den letzten Tagen nicht mehr verlassen. Erst die Warnmeldungen im Radio oder aus den Livetickern der Zeitungen lockten ihn wieder hervor, während alle anderen sie als Anlass zum Aufbruch nahmen. Während die Welt alles stehen und liegen ließ und versuchte, zu entkommen, zog er an seiner Zigarre. Zwei Uhr sieben, er gähnte. Nach den Tagen und Nächten des Lärms war es die Stille, die seine Ahnung bestätigt hatte. Nur in wenigen Stadtteilen gab es noch die großen mechanischen Sirenen, die mit ihrem Geheul verlangten, sich in Sicherheit zu bringen. Aber selbst, wenn er den schrillen Warnesang gehört hätte, hätte er ihn ignoriert. Alles, wofür er gelebt, studiert und gearbeitet hatte, wäre vorbei. Alles Aufstehen in den frühen Morgenstunden, alle Selbstoptimierung, um besser dazustehen, all die

geheuchelte Freundlichkeit, um voranzukommen, wäre umsonst gewesen. Wozu noch einmal von vorne beginnen? Im Wissen ums Verlorenhaben fühlte er sich siegreich gegenüber der Angst. Fast war er beruhigt, das Danach nicht ertragen zu müssen, die Folgen aller Fehlentscheidungen. Er hatte sich in seinem Leben stets für Schadensbegrenzung und gegen das Risiko entschieden. Gebracht hatte es nichts. Nichts hatte er beigetragen zu den futuristischen Stahlbeton-Bauten, in denen die wichtigen Leute ihrer wichtigen Arbeit nachgingen. Keine der Straßen, über die sie in ihren teuren Wägen fuhren, hatte er asphaltiert. Nichts hatte er verhindert, niemanden gerettet. Nichts hatte er geleistet für das freundlich strahlende Blau des Himmels. Und wenn er die Augen zusammenkniff, sah er, wie sich über ebendieses Blau einige dunkle Punkte bewegten. Einer dieser Punkte schien gemächlich abzusinken, wurde größer, seine Umrisse schärfer.

Zufrieden atmete er ein. Der Gestank, den er sonst ignoriert hatte, fehlte. Die glühende Zigarre warf er zu Boden. Das Whiskyglas glitt ihm aus der Hand und schlug dumpf auf

dem Rasen auf. Es bedurfte keiner Symbole der Überlegenheit mehr. Er erfreute sich an der Einsamkeit und daran, nichts dagegen tun zu müssen. Während der Punkt sich auf das Regierungsviertel zubewegte, am anderen Ufer des Flusses, gab es keine Kontrolle mehr. Das war schön. Noch bevor er ausatmete, schmolz er dahin. Ein Blitz aus schneidend hellem Licht durchfuhr ihn mit brennendem Zischen und überzog ihn mit Wärme. Dann war alles dunkel. Zweiunddreißig Jahre Leben wurden zu Asche und Dampf. Zwei Jahrhunderte wurden zu Staub und Feuer. Alle Versprechungen von der großen Zukunft und jeder Optimismus verpufften unter der Hitze. Nichts blieb übrig. Es war zwei Uhr acht.

---

**Bent-Erik Scholz**  
**Berlin**

Bent-Erik Scholz, \* 2001 in Berlin.

Schriftsteller und Radiomoderator, Autor diverser Gedichtbände und Kurzgeschichten.

# Erinnerung an die Zukunft

Michael Georg Bregel

Die Zukunft war eine stille Stadt, bewohnt nur von Gedanken. Auf ihren blanken Straßen lag kein Staub noch nicht begonnener Äonen. Ihre Täler, ihre Teiche hatte keine anfänglich endliche Eiszeit gerissen, getränkt. Ihre Häuser würden noch gebaut werden.

Sie würden nicht gebaut werden müssen. Die Zukunft war für alles offen. Was ihr innewohnen wollte, würde seine Bestimmung selbst bestimmt haben. Seine Behausung, ihre Behausung. Ein Innen, ein Außen sollte nie zwangsläufig gewesen sein.

Die Gedanken ließen sich treiben. Über Land, das noch nicht wusste, dass es Feld werden konnte. Auf dem noch nichts gesät werden würde. Wo Samen noch nicht kultivierter möglicher Gewächse ihre Form träumend keimten, in Gedanken versunken.

Die Zukunft ging immerzu weiter und bewegte sich doch kaum von der Stelle. Sie sah sich ungern um. Sie sah sich ungern an. Sie sah nach vorne, und was sie sah, war sie selbst. Ihr Wesen war Werden. Die Gedanken blieben stumm. Die Zukunft war eine stille Stadt.

---

**Michael Georg Bregel**  
Berlin

Michael Georg Bregel, geb. 1971 in München, lebt in Berlin.

Veröffentlicht Lyrik, Prosa, Übersetzungen, Grafik und Fotografien. Er ist gelernter Rundfunkjournalist, war Tageszeitungs-Redakteur und ist studierter Politologe. Seit 2005 ist er als selbstständiger Autor, Übersetzer, Redakteur und Künstler tätig. Bregel zeigte seine Arbeiten in verschiedenen Ausstellungen, er erhielt Preise für Lyrik und Journalismus.

Neben zahlreichen Beiträgen in Anthologien und Literaturzeitschriften sowie mehreren Herausgaben erschienen als literarische Einzelveröffentlichungen eine Erzählung, eine Graphic Novel und drei Lyrikbände, zuletzt 2021 der Gedichtband „Diesseits“.

## kapitel 2

# MON AMOUR

Daniel Mylow

Die Fliege verharrte regungslos auf der Ablage vor der Frontscheibe. Ihr schwärzlich-blasses Spiegelbild zerstob in einem plötzlichen Schwall von Wasser und Lauge. Ein Wink, ein Ruck. Von unsichtbarer Kraft geschnürt bewegte sich das Fahrzeug in den gläsernen Tunnel. Dreieinhalb Minuten Spülgang weiße Zauberwelt.

Der Handelsvertreter Tomayr beugte den Kopf. Das Summen des Insekts war ganz nah. So rätselhaft nah, traurig-grauer Rauch am Rande seines Fühlens. Wolken seine Lippen so so weich. Die Frau lächelte ihn an. Wahrscheinlich lächelte sie immer. Das gelbe Fasergeflecht der Walzen kroch über Plastik und Bleche. Wasserfontänen prasselten wie aus dem Nichts auf die Scheiben. Nur die durchsichtige Haut des Glases schützte ihn vor der feuchten und laugigen Wärme. Er spürte die Hand der Frau an seiner Kleidung. Ihr schuppiger Griff spannte, wurde hart. Er flüsterte etwas von dreieinhalb Minuten, Präzision und dem

Recht hinsichtlich vollkommener Erfüllung seiner Wünsche. Sie lächelte. Ihr Stöhnen verbat er sich. Sein Blick wurde stumpf, fiel und verschlief über dunkler Wärme den Augenblick.

Ein Lichtspalt. Wieder näherten sich die Walzen. Heißer Dampfstrahl zischte am Blech. Er zog einen Geldschein aus den Päckchen in seinen prall gefüllten Innentaschen. Sie nahm ihn mit spitzen Fingern, gerundetem Blick. Strähnige Fasern leckten mit saugenden Bewegungen den Wasserfluss. Fleischiges Gelb hatte die Fenster überwuchert. Es war dunkel, die Berührung ihrer Lippen unvermutet. Ein feuchter und kühler Hauch auf Lidern und Nacken. Nicht mehr als die ungefähre Berührung eines Insekts. Er wehrte sich nicht. Windgebläse rissen und zerrten an den Wasserlachen. Die dunkle, sanfte Reibung gummierter Stoffe glitt schattenhaft über das Wageninnere, schlürfte Tropfen und entfliehende Rinnsale vom Blech. Das Fahrzeug wurde ausgespien. Es wartete unter dem großen grauen Rand des Himmels. Ein grünes Leuchtband

forderte unverzügliches Anfahren. Der lack glänzte metallisch  
und von Schmutz befreit. Die hervorquellenden Augäpfel des  
Handelsvertreters Tomayr blickten, wie immer wenn sie nicht  
weiter wussten, ein wenig hilflos. Zähflüssig rinnender  
Speichel schwamm unter dem aufgerissenen Lippenwulst.  
Das Summen eines Insekts schlug den triumphierend  
stummen Takt.

---

**Daniel Mylow**  
**Wangen am See**

Daniel Mylow, \* 1964 geb. in Stuttgart, Aufenthalte in Düsseldorf, Hannover, Berlin, Krefeld. Studium in Bonn und Marburg. Oberstufenlehrer in Hof und Wernstein, Marburg, Mainz, seit 2018 an der Freien Waldorfschule in Überlingen/Bodensee. Poesiepädagoge und Dozent für Literatur.

Letzte Publikation: *Rotes Moor* (Poetischer Thriller), Cocon Verlag Hanau 2017. *Greisenkind* (Roman) net Verlag Chemnitz 2020. Zahlreiche Publikationen von Lyrik und Kurzprosa in Anthologien und Literaturzeitschriften. Diverse Auszeichnungen, zuletzt 2021 Lore Perls Literaturpreis (Verleihung 2022) und Bonner Literaturpreis. Kempener Literaturpreis 2017, Preis der Sparkassenstiftung Groß Gerau 2017, Merck-Stipendiat der Stadt Darmstadt 2018

# Meteoritenschauer

Matthias Eck

Die Chrysanthemen in der Stadt kündigten den 1. November an. Die Verwaltung pflanzte sie jährlich, als würde sie in eine Umwelt, die unweigerlich in eine Rezession abglitt, investieren. Wie jeden Tag drehte ich meine Runden durch das enge Netz aus Straßen, das sich über den Hügel stülpte, als wollte es die Natur ersticken. Dort wo Erde sichtbar war, entdeckte ich Risse. Die Erinnerung an den letzten Regen schien mir so weit entfernt wie die Sterne, die die abendlichen Besucher der Stadt zu dieser Jahreszeit so gerne fallen sahen. Mir waren sie schnuppe.

Mir gefiel diese Stadt, denn hier richteten sich die Menschen für die Ewigkeit ein. Wenn nur nicht die lästigen Touristen wären. Einige der Bewohner waren bekannte Persönlichkeiten, Musiker, Poeten und Maler hatten sich hier zur Ruhe gesetzt. Kein Wunder, denn die Stadt mit ihren Häuschen aus Granit und Marmor galt als romantisch. Mir

gefielen vor allem die in Kurven ansteigenden Gassen und die Vermessenheit der Bewohner, die ihre Behausungen mit Statuen und Säulen verziert hatten. Manche hatten sich gar einen Tempel bauen lassen. Andere glaubten, dass sie Wachen brauchten.

Gerade als ich an einem Baum Wasser lassen wollte, spürte ich ihren Blick. Ertappt, drehte ich mich um. Da stand sie etwa zwanzig Meter entfernt und roch als wäre sie über siebzig Jahre alt. Sie fixierte mich. Was wollte sie bloß von mir? Sie war alt, ich war jung. Sie war dick, ich dünn. Sie war groß und ich relativ klein. Gut, auch ich hatte graue Haare. Dennoch trennten uns Welten. Es war absurd. Außerdem mochte ich es, alleine zu sein. Plötzlich ging sie auf mich zu und begann mit tulpentiefer Stimme zu reden. Galt ihr Locken mir? Ich war doch kein Kind. Niemand anderes war zu sehen, anscheinend sprach sie mit sich selbst. Eine Verrückte! Ich nahm Reißaus und verschwand zwischen zwei schmalen Häusern, die so typisch für die Stadt waren. Natürlich war ich zu schnell für sie.

Den Nachmittag verbrachte ich damit, mir die Herbstsonne auf den Bauch scheinen zu lassen. Als ich aus dem Gras aufstand, hörte ich, wie sich jemand langsam näherte. Verdammst, sie war zurückgekommen! In ihrer Hand hatte sie etwas zu Essen. Diesmal vorsichtig auf Abstand bleibend, winkte sie mich her. Ich war doch kein Stadtstreicher, der auf ihre Almosen angewiesen war. Unverschämtheit! Ich drehte mich um und lief davon, obwohl ich zugeben musste, dass es nach gutem Fleisch gerochen hatte. Ich blickte über meine Schulter und sah, dass sie aufgegeben hatte. Als sie sich entfernte, schien es mir, als wäre sie ein wenig in sich eingefallen, so wie viele Häuser in dieser Stadt.

Als ich endlich wieder mein eigener Herr war, fing es an zu regnen, aber wie! Ich stellte mich schnell unter einem Baum, der es geschafft hatte, sich durch den Steinboden zu bohren. Es wollte nicht aufhören, ganz im Gegenteil, der Niederschlag wurde immer stärker. Es war, als wollten die Tropfen das gefallene Laub an einem Tag zersetzen. Schon bald wurden die Tropfen zu einer Regenwand und ich beschloss, mir einen besseren Unterstand zu suchen. Als ich

die Gasse betrat stand mir das Wasser schon bis zu den Knöcheln. Ich wollte losrennen, aber dann ging es mit einem Mal ganz schnell. Die in einer engen Kurve nach unten führende Gasse verwandelte sich in eine Wasserrutsche. Ich verlor den Halt und wurde in einem Satz weggeschwemmt, strengte mich an, den Kopf über Wasser zu halten, erblickte eine Laterne, an der ich versuchte, mich mit allen Vieren festzuklammern, jedoch von den Wassermassen in eine Nebengasse gespült wurde, direkt durch die Türe eines der kleinen Häuser, wo ich auf den Erdboden im Keller platschte.

Als ich wieder zu mir kam, wurde ich mir meiner misslichen Lage bewusst. Eines meiner Beine schmerzte, ich musste es mir beim Fall gebrochen haben. Als ich nach oben schaute, sah ich wie noch immer Wasser in den Keller durch die offene Türe drang. Es sammelte sich auf dem Boden. Ich versuchte aufzustehen, aber die Schmerzen waren so groß, dass ich bald aufgeben musste. Nach einigen Minuten stellte ich fest, dass das Wasser nicht mehr anstieg. Der Erdboden schien hier noch feucht gewesen zu sein, so dass das Wasser langsam abfließen konnte. Ich legte mich ins Nass



und wartete. Ich versuchte mich bemerkbar zu machen, aber keiner schien mich zu hören. Langsam wurde ich müde. Draußen begann es zu dämmern und ich stellte mir vor, wie die Kadaver durch die Gassen trieben.

Da ließ der Regen etwas nach und die Nacht griff nach der Stadt. Was den Besuchern tagsüber romantisch erschien, wurde ihnen nachts gruselig und so konnte ich nicht damit rechnen, dass mich noch jemand finden würde.

Plötzlich schreckte ich hoch, ich wusste nicht, was mich geweckt hatte. Ich blickte nach oben und sah Meteoritenschweife am Himmel. Ja, es waren so viele, dass ich kurz überlegte, ob ich am Ende sei, bis mich das Licht einer Taschenlampe brutal auf den Boden der Tatsache zurückholte.

„Dort! Sehen Sie“, sagte eine Stimme.

„Ich werde versuchen, ihn da rauszuholen“, sagte eine andere.

Da griff die Stimme nach mir und holte mich aus meinem Loch.

„Der Arme, gut, dass ich mir Sorgen gemacht habe. Was ein Glück, dass er gejault hat.“

Sollte ich nun gar in meinen Träumen Laute von mir geben? Ein bekannter Geruch stieg mir in die Nase. Die alte Frau stand vor mir! Ich fühlte mich wie ein Hühnchen vor einer Gabel. Aber da hatte sie mir bereits eine Leine umgelegt. Sie wollte ihre Beute schon hinter sich herziehen, als der Mann, der mich geborgen hatte, feststellte, dass ich hinkte.

„Könnten Sie mir nicht helfen, ihn zu mir nachhause zu tragen?“

„Sicher, mir ist es ja recht, dass er nicht mehr auf dem Père Lachaise rumstreunt. Ein Hund hat auf einem Friedhof wirklich nichts verloren.“

Er gab der alten Frau die Taschenlampe in die Hand und nahm mich auf den Arm.

„Gehen wir,“ sagte sie.

Das Wir schnürte mir die Kehle zu. Die alte Frau wies dem  
Mann mit dem Licht den Weg und die fallenden  
Regentropfen wurden so beleuchtet wieder zu einem  
Meteoritenschauer. Da suchte ich bereits nach einem  
Schuldigen.

---

**Matthias Eck**

Matthias Eck, \* 1982, wuchs in Südhessen auf.  
Er studierte in Oxford, Paris und London, promovierte in deutscher Literatur.  
Studium zum Schriftsteller der Textmanufaktur.

Prosaveröffentlichung in einer Anthologie. Autor von „Masculinities in  
Contemporary Austrian Literature“.  
Lebt und arbeitet in Paris.

# kapitel 3

# Die Frau

Peter Zemla

Ich habe die Frau am vergangenen Mittwoch entdeckt.

Man muss wissen, das vorweg, dass ich, seit Franzi ausgezogen ist, sie hilft momentan bei der Obsternte in Neuseeland und will anschließend an einer Hochschule im Südwesten studieren, also ziemlich weit entfernt von Zuhause, Neuseeland sowieso, aber auch der Südwesten, ich nicht mehr am Esstisch esse, sondern meine Mahlzeiten am Küchentisch einnehme. Das ist praktischer. Es erfüllt den Zweck der Nahrungsaufnahme in befriedigender Weise. Der Esstisch im hinteren, im verschatteten Teil des Wohnzimmers ist seither, man könnte sagen: verwaist. Jedenfalls in Bezug darauf nehmend, dass an ihm gegessen wird.

Ich stelle Dinge auf den Esstisch, die weggeräumt werden müssten, Dinge, die weggeworfen werden müssten, das

Bügeleisen beispielsweise. Nicht dass dieses weggeworfen werden müsste, die Beipackzettel, die müssten weggeworfen werden, aber zurückgebracht müsste es werden in die Abstellkammer. Der Gebrauch des Konjunktivs zwei meinerseits lässt richtig vermuten, dass das Zurückbringen des Bügeleisens in die Abstellkammer erstrebens- und vielleicht sogar wünschenswert wäre, aber bislang nicht erfolgt ist. Ob es erfolgen wird, kann ich nicht sagen. Ebenso wenig kann ich mit Sicherheit sagen, wann ich das letzte Mal das Bügeleisen verwendet habe. Wie dem auch sei: Dinge stehen auf dem Esstisch, die da nicht hingehören, die da nicht gestanden hätten, wenn der Esstisch noch als solcher und also regelmäßig genutzt werden würde.

Am vergangenen Mittwoch habe ich mich nach längerer Zeit wieder an den Esstisch gesetzt. Nicht um etwas zu essen, sondern um die Rechtsbehelfsbelehrung zu studieren. Schreiben dieser Art wollen mehrfach und gründlich gelesen sein. Ich habe wohl gedacht, obgleich es düster am Esstisch ist, obgleich ohne die Lampe über dem Esstisch am Esstisch kaum etwas vernünftig entziffert werden kann, dass es am

besten wäre, die Rechtsbehelfsbelehrung in aller Ruhe am Esstisch zu studieren, dass der Esstisch der geeignetste Ort der Wohnung wäre, etwas wie die Rechtsbehelfsbelehrung in aller Ruhe zu studieren. Dies vorweg.

Vielleicht auch noch die Erwähnung des Umstandes, dass über dem Esstisch eine Tischdecke gebreitet ist, dass sich also zwischen dem eigentlichen Esstisch und den auf dem Esstisch abgestellten oder liegen gelassenen Dingen, das Bügeleisen, die Beipackzettel sind hier stellvertretend zu nennen, eine Tischdecke befindet, eine olivgrüne Tischdecke mit Fransen an den Rändern, die groß genug ist, dass sie den Esstisch um Etliches überlappt, dass sie an allen vier Seiten des Esstisches über den Esstisch hinunterfließt bis vielleicht vier Handbreit über dem Boden. Ich habe die Tischdecke seinerzeit zum Abschiedessen von Franzi, ihr Liebessessen, Spinat mit Spiegelei und Kartoffeln, hat es gegeben, aufgelegt und seither, der grünen Spinatflecken ungeachtet, nicht mehr weggenommen.

Um die Tischdecke wegzunehmen, sie zu waschen, zu bügeln, zurück in den Schrank zu legen, müsste ich die auf dem Esstisch stehen und liegen gelassenen Dinge beiseite räumen, was es kompliziert macht, die Tischdecke wegzunehmen. Man könnte sie, wie bisweilen in Fernsehshows, in Varietéshows zu sehen, mit einem beherzten Ruck wegziehen, einfach und blitzschnell unter den auf dem Esstisch stehenden und liegenden Dingen wegziehen, dass die auf dem Esstisch stehenden und liegenden Dinge auf dem Esstisch stehen und liegen bleiben. Aber das traue ich mir nicht zu. Zu Extravaganzen solcher Art fehlt mir die Laune. Ich habe anderes zu tun. Ich muss beispielsweise die Rechtsbehelfsbelehrung studieren, um die Frist, Rechtsmittel zu ergreifen, nicht verstreichen zu lassen. Deshalb habe ich mich am vergangenen Mittwoch mit der Rechtsbehelfsbelehrung an den Esstisch gesetzt. Ich habe die Lampe über dem Esstisch angeschaltet und mich an den Esstisch gesetzt. Dies alles also vorweg.

Nicht dass es die Entdeckung der Frau plausibler macht oder gar erklären würde. Ich denke nicht, dass das Bügeleisen,

die Beipackzettel, die Spinatflecken oder die Rechtsbehelfsbelehrung in einem kausalen oder sonstigen Zusammenhang mit der Frau stehen. Solche Zusammenhänge zu konstruieren, führt unweigerlich zu Absurditäten, für die ich keine Vorliebe hege. Ich bin von der nüchternen Sorte. Franzi hat einmal gesagt, die Brauen dabei nach oben ziehend, wie nur sie es kann, jedenfalls kenne ich niemanden, der das in dieser ausgeprägten Weise praktiziert, ich sei so trocken, dass man mit mir das Badezimmer aufwischen könnte. Ich glaube, sie hat damals noch die Bemerkung hinzugefügt, ich solle mich doch einmal im Leben *locker machen*, und, auch das scheint mir erinnerlich, die Tür zu ihrem Zimmer mit Wucht und der entsprechenden Lärmentwicklung zugeschmissen.

Egal. Ich bin also am Esstisch gesessen. Ich habe einen Satz aus der Rechtsbehelfsbelehrung, der mir unverständlich erschienen ist, ein zweites Mal gelesen und dann ein drittes Mal, um hinter den Sinn des Satzes zu kommen. Beim dritten Anlauf, den betreffenden, mir unklaren Satz zu lesen und zu verstehen, habe ich, ich meine mich, jetzt wo ich es

mir vergegenwärtige, daran zu erinnern, zurückgelehnt, habe die zuvor angezogenen und übereinandergeschlagenen Beine ausgestreckt und dabei etwas unter dem Tisch berührt. Mit den Beinen, vielleicht mit dem linken, vielleicht mit dem rechten, wahrscheinlich mit beiden gleichzeitig, bin ich gegen etwas gestoßen, das sich unter dem Esstisch befunden hat.

Im ersten Moment habe ich gedacht, dass es sich um etwas handelt, das ich unter den Esstisch geschoben und dort vergessen habe, den Staubsauger beispielsweise. Ich wäre nicht verwundert gewesen, unter dem Esstisch auf den Staubsauger zu stoßen. Doch, was meine Füße, die Zehen daran, berührt haben, hat sich nicht fest geformt und widerstandsfähig angefühlt, wie es im Falle des Staubsaugers hätte sein müssen. Unter Umständen hätte ich etwas wie den Staubsauger mit den gegen ihn stoßenden Füßen verschieben können, insbesondere wenn der Staubsauger nicht aufrecht auf seinem Hinterteil, sondern quer liegend auf seinen vier Rollen gestanden wäre. Doch dies, wogegen ich gestoßen bin unter dem Esstisch, hat sich

nicht verschieben lassen. Es wirkte in gewisser Weise nachgiebig, elastisch in gewisser Weise. Zu was Füßen, die Zehen daran, zumal wenn sie in Hausschuhen stecken, nicht alles wahrzunehmen in der Lage sind. Die meinigen jedenfalls vermittelten mir den Eindruck gegen etwas Nachgiebiges gestoßen zu sein, eine Art von Masse, eine Art Bündel. Nicht jedoch ein Bündel, wie es von einem Stapel Wäsche gebildet wird. Natürlich wäre es möglich gewesen, dass ich einen Stapel dreckiger Wäsche unter den Esstisch geschoben und dann darauf vergessen habe, dass unter dem Esstisch noch ein Stapel dreckiger Wäsche liegt, der gewaschen und gebügelt werden will, aber um solch ein Bündel hat es sich ganz und gar nicht gehandelt. Das Bündel, gegen das ich unter dem Esstisch gestoßen bin mit den Füßen, den Zehen daran, hat spürbar etwas Kompaktes in sich aufgewiesen. Nachgiebig ist es gewesen, zugleich aber kompakt im Inneren. Das haben mir meine Füße, die Zehen daran, signalisiert.

Dass ich nun unter den Esstisch schaue, die über die Tischkante lappende Tischdecke lüpfte und mich

hinunterbeuge, um unter den Esstisch zu schauen, dürfte nachvollziehbar sein. Vielleicht hätte der ein oder andere es vermieden, unter den Esstisch zu schauen, da das, was seine Füße ihm signalisiert haben, Bedenken hervorruft und mit den Bedenken die Sorge, dass unter dem Tisch womöglich etwas lauere, vor dem man sich besser in Acht nehme, dass es folglich angebracht wäre, einen Blick unter den Esstisch zu vermeiden und stattdessen sich zügig vom Esstisch zu entfernen, um erst einmal Abstand zu schaffen zwischen dem Lauernden und einem selbst, um sich mit einem Besen etwa zu bewaffnen, mit dessen Hilfe das Lauernde, falls es zu etwas Attackierenden sich wandeln sollte, abgewehrt werden kann. Ich hingegen gehöre nicht zu den Ängstlichen und Abwägenden, denk doch bitteschön einmal nach, hat Franzi einst gerufen und dann wieder mit einer Tür geknallt, ich sehe in diesem Moment am vergangenen Mittwoch gleich nach und also, die Tischdecke lüpfend, unter den Esstisch.

Natürlich erhellt das Licht der Lampe über den Esstisch nicht den vom Esstisch, seinen Ausmaßen definierten Raum unter

dem Esstisch. Da der Esstisch im hinteren, im verschatteten Teil des Wohnzimmers steht und die durch das Wohnzimmerfenster eindringende Spätnachmittagshelligkeit am vergangenen Mittwoch des bedeckten Himmels wegen eine spärliche genannt werden muss, ist, was sich unter dem Esstisch befunden hat, schwer zu erkennen gewesen. Trotzdem habe ich, kaum dass ich unter den Esstisch geschaut habe, gedacht, dass unter dem Esstisch eine Frau kauere. Noch ehe ich die Masse unter dem Esstisch als Frau erkannt habe, habe ich gedacht, dass es eine Frau ist, die unter meinem Esstisch kauere. Als ich genauer hinsehe, mich vielleicht noch ein wenig weiter hinunterbeuge, sich meine Augen an die Düsternis unter dem Esstisch gewöhnen, realisiere ich, dass meine Vermutung, dass es eine Frau ist, die unter dem Esstisch kauere, dass es eine Frau ist, gegen die ich mit den ausgestreckten Beinen, den Füßen, den Zehen daran gestoßen bin, zutrifft. Unter dem Esstisch kauert eine Frau.

Sie sieht mich nicht direkt an. Womöglich sieht sie mich, meinen unter das Tischkantenniveau herabgebeugten Kopf,

meinen in die Düsternis unter dem Esstisch eingetauchten Kopf, mit einem Seitenblick an, so wie Hunde das tun, wenn sie einen Artgenossen beschwichtigen möchten. Sie trägt ein schwarzweiß geschmitztes Tweedkostüm, eine weiße Bluse darunter, eine Perlenkette darüber. Sie hat die Beine, die in dunklen Pumps enden, abgewinkelt und stützt sich auf einen Arm, den rechten. Ihr Haar, braun wahrscheinlich, trotz der Düsternis denke ich, dass es braun ist, nicht schwarz, fällt in Wellen auf die Schultern. Es wirkt frisch frisiert. Neben sich hat die Frau eine Handtasche stehen und neben der Handtasche ein Paar Handschuhe liegen, dünne, lederne Handschuhe, die akkurat aufeinandergebettet worden sind.

Ich sage nichts. Ich schaue nur in meiner gebückten, auf Dauer unbequemen, auf Dauer bestimmt Schmerzen in Hals und Nacken hervorrufenden Haltung, auf die Frau. Natürlich bin ich überrascht, unter dem Esstisch eine mir unbekannte Frau und nicht etwa den Staubsauger zu entdecken. Anderes zu behaupten, wäre Unsinn. Wer behauptet, in einer solchen Situation eloquent oder darüber hinaus gar schlagfertig zu reagieren, muss in meinen Augen als Groß-



und Wichtigtuere gelten. Was hätte ich sagen sollen? *Guten Tag* vielleicht. Das wäre eine Möglichkeit gewesen. Etwas zu sagen, nichts Unartikulierte, nichts Hysterische und Überlaute, würde dazu beitragen können, die Befremdlichkeit der Begegnung abzumildern. Vielleicht habe ich ähnliches sogar gedacht am vergangenen Mittwoch. Vielleicht habe ich, mich anspornend, *sag doch was* gedacht. Aber mir ist lange Zeit, die, wie mir am vergangenen Mittwoch vorgekommen ist, längste Zeit, eine jedenfalls unangenehm lange, eine beinahe schon quälende Zeitlang, nicht eingefallen, was ich hätte sagen können.

Vielleicht habe ich den Kopf zurückgezogen, mich im Ganzen zurückgezogen, mich auf dem Stuhl aufgerichtet, so wird es gewesen sein, und mich innerlich geschüttelt, vielleicht sogar wirklich den Kopf geschüttelt, um damit zu unterstreichen, dass nicht geglaubt werden könne, was ich unter dem Esstisch entdeckt habe. So wird es gewesen sein. Aber dann, gleich darauf, habe ich erneut unter den Esstisch geschaut, die Tischdecke gelüftet und abermals unter den Esstisch geschaut, vielleicht in der Erwartung, dort nun

nichts mehr, jedenfalls keine Frau im Tweedkostüm mehr vorzufinden, mich bestätigt zu sehen, dass mein erster Eindruck fehlerhaft gewesen ist, ich einer Täuschung erlegen bin, dass ich etwas Banales, den Staubsauger beispielsweise, für eine Frau gehalten habe in der Düsternis des Esstischunterraums, wo doch in Wirklichkeit gar keine Frau kauern kann, habe also abermals hineingeblickt in die Düsternis des Esstischunterraums und habe erkennen müssen, dass dort noch immer, in der identischen Haltung wie gerade eben, eine mit einem schwarzweiß geschmitzten Tweedkostüm bekleidete Frau kauert.

Wie kommen Sie unter meinen Esstisch, frage ich in die Düsternis hinein. Ich hätte auch fragen können, warum sie unter meinem Esstisch kauere, doch das *Warum* erscheint mir in diesem Moment zweitrangig im Vergleich zum *Wie*. Das *Warum* wäre eine Erkundigung nach der Befindlichkeit der Frau, das *Wie* zielt, über dem Umweg der Frau natürlich, auf meine eigene Person, das muss ich mir im Nachhinein eingestehen. Aber kann man es mir verdenken, verübeln gar? Wie eine mir unbekannte Frau, von mir unbemerkt in

meine Wohnung eindringt und es sich unter meinem Esstisch bequem macht, dieser Frage galt es als erstes nachzuspüren.

*Nun?* Ich hake nach, als die Frau nicht antwortet und es überdies weiterhin vermeidet, auch nachdem sie angesprochen worden ist, nun, habe ich herausfordernd gesagt, mich anzublicken. Nichts. Sie reagiert nicht. Auch als ich *Ich habe Sie etwas gefragt* sage, sicherlich nicht im zuvorkommendsten Ton, bleibt sie stumm. Ich denke, dass ich sie anstupsen sollte, mit dem Fuß anstupsen, um meiner Frage Nachdruck zu verleihen, lasse das Anstupsen mit dem Fuß, ich habe ihn bereits ein wenig in Richtung der Frau bewegt, aber dann doch bleiben. Vielleicht versteht sie mich nicht, denke ich. Vielleicht spricht sie, obgleich ihr Erscheinungsbild, soweit ich das aus meiner ungelenken Haltung heraus und eingedenk der unzureichenden Lichtverhältnisse, die unter dem Esstisch herrschen, beurteilen kann, ein mitteleuropäisches ist, ein gepflegtes, dem eine gewisse Kenntnis der mitteleuropäischen Verständigungsmöglichkeiten zugetraut werden darf, nicht

meine Sprache. Vielleicht, denke ich, ist sie taub und möchte mich nicht mit dem unbeholfenen Lallen, zu dem Taube in der Lage sind, verschrecken, mich nicht mit einer Fingerfolge aus der Gebärdensprache verunsichern. Vielleicht, denke ich, hat es ihr, eines traumatischen Erlebnisses wegen, die Sprache verschlagen, vielleicht möchte sie antworten, aber vor die Worte hat sich ihr als eine bis auf Weiteres unüberwindbare Barriere der Schock aufgetürmt. Vielleicht, denke ich, ist das, was der Wahrheit entspricht, einfach peinlich, so peinlich, dass es sich ihr verbietet, ihre an sich schon blamable Situation, mit weiterer Scham zu überziehen und folglich keine andere Möglichkeit bleibt, als stumm zu verharren.

Von all dem habe ich etwas gedacht. Und mich dann zurückgezogen. Ich hätte sie packen und aus dem Esstischunterraum herauszerren können, sie anschreien können, schütteln können, stattdessen aber habe ich mich, den Tischdeckenvorhang wieder fallen lassend, zurückgezogen. Ich habe die Rechtsbehelfsbelehrung wieder zur Hand genommen, habe versucht, das Studium der

Rechtsbehelfsbelehrung wieder aufzunehmen, was sich aber rasch als hoffnungsloses Unterfangen herausgestellt hat. Eine Rechtsbehelfsbelehrung zu studieren, wenn man weiß, dass unter der Tischdecke, unter der Tischplatte unter der Tischdecke, also unter einer gerade einmal fünf Zentimeter dicken Materialbarriere, also gewissermaßen direkt unter einem eine Frau im Tweedkostüm kauert, ist unmöglich. Einen klaren Gedanken zu fassen, eine in verklausulierte Sprache gekleideten, von einem Juristenhirn ersonnene Gedankenfolge nachzuvollziehen, wird nicht gelingen, wenn man nicht weiß, ob die kauerende Frau direkt unter einem alles Notwendige für ihr Wohlergehen zur Verfügung hat.

Die Rechtsbehelfsbelehrung in Händen habe ich mich gefragt, ob die Frau unter dem Esstisch sich möglicherweise auf der Flucht befindet, ob sie sich unter den Esstisch geflüchtet hat, um einer Gefahr in welcher Form auch immer, von welcher Person auch immer ausgehend, zu entkommen. Hat sie deshalb so scheu und abwehrend auf meinen in den Esstischunterraum hineinragenden Kopf, auf die aus diesem Kopf heraus- und auf sie eindringenden Ansprache reagiert,

habe ich mich gefragt. Hat sie mich mit der Fluchtursache in Verbindung gebracht? Nichts hätte ich mehr bedauert. Ich habe mich erneut zu ihr hinunterbeugen wollen, um ihr zu versichern, dass von mir kein Unheil ausgehe, dass sie folglich unbesorgt sein könne, habe es jedoch im letzten Moment sein lassen, weil etwas in mir die Meinung vertreten hat, angeraten und besser wäre es, die Frau unter dem Tisch erst einmal in Ruhe zu lassen. Sie in Ruhe zu lassen, wäre das Beste. Sie werde merken, dass unter dem Esstisch nichts zu befürchten sei und Zutrauen fassen. Nur nichts zu überstürzen, hat etwas in mir empfohlen, dann werde es, was auch immer, schon werden.

Ich habe in der Folge, dabei Franzis hochgezogene Braue, die mir überdeutlich vor dem geistigen Auge gestanden hat, geflissentlich ignorierend, mir abstrus erscheinende Dinge getan wie Taschentücher zu bügeln, das Gemüsefach des Kühlschranks auszuwaschen oder den in der Toilettenschüssel hängenden Klosteinbehälter aufzufüllen. Ich habe sogar erwogen, einen Kuchen zu backen, da mir eingefallen ist, irgendwo gelesen oder gehört zu haben, dass

der von einem frisch gebackenen Kuchen ausgehende Duft in der Kategorie *Wohnungswohlgeruch* mit Abstand den ersten Rang einnimmt, es aber bleiben lassen müssen, weil nicht annähernd genügend Zutaten im Haus sich gefunden haben, die für das Zustandekommen eines wohlriechenden Kuchens unerlässlich sind. Stattdessen habe ich einige Schokokekse auf ein Tellerchen geschichtet und ein Glas Milch eingeschenkt, was ich der Frau, ohne sie diesmal mit meinen Blicken zu belästigen, als vertrauensbildende Maßnahme, wenn man so will, in den Esstischunterraum hineingeschoben habe.

Bevor ich zu Bett gegangen bin am vergangenen Mittwoch, nach dem Zähneputzen und dem obligaten Schmierern meiner Fersen mit Fußcreme, habe ich nicht umhin gekonnt, noch einmal nach der Frau im Tweedkostüm zu sehen. Ich habe es unterlassen, die Lampe über den Esstisch anzuschalten, habe mit einer Taschenlampe hineingeleuchtet in den Esstischunterraum und gesehen, dass die Frau bereits geschlafen hat. Sie hat ihre Schuhe ausgezogen und akkurat nebeneinander und als Paareinheit

ebenso akkurat neben die Handschuhe gestellt. Ich habe sehen können, dass sich die hautfarbenen Nylonstrümpfe der Frau ein wenig gekräuselt haben über den rot lackierten Zehen an den angewinkelten Beinen. Ich habe sehen können, dass sie sich die Jacke des Kostüms ausgezogen und, gefaltet, als Polster unter den auch jetzt noch gut frisierten Kopf geschoben hat. Ich habe sehen können, wie sich ihr Brustkorb unter der weißen Bluse gleichmäßig gehoben und gesenkt hat. Vielleicht hat sie sich nur schlafend gestellt. Was soll's, wenn es so wäre, habe ich gedacht und erst den indiskreten Lichtstab der Taschenlampe, dann mich selbst zurückgezogen.

Am nächsten Morgen habe ich mich außerplanmäßig rasiert. Seit dem Aufstehen hat es mich gedrängt, unter dem Esstisch nach der Frau zu sehen, ein Drang, dem zu widerstehen ich mich gezwungen habe. Nach dem Frühstück habe ich nicht länger widerstehen können. Während des Frühstücks habe ich gedacht, nichts anderes denken können, dass es von einer gewissen Plausibilität wäre, wäre die Frau unter dem Esstisch, sehe ich unter dem Esstisch

nach, verschwunden. Sei es, weil ich sie mir am Vortag in der Düsternis, die unter dem Esstisch herrscht, nur eingebildet hätte und meine Einbildung im Licht eines neuen Tages keinen Bestand hat, sei es, weil sie sich, auf dem selben mir unerfindlichen Weg, wie sie gekommen ist, davongemacht hat. In beiden Fällen wäre die Konsequenz daraus ein leerer Esstischunterraum. Ich gebe zu, dass ich die Vorstellung eines solchen nicht als angenehm empfunden habe, dass sie mir den Genuss des warmen, knusprigen Toastbrot, auf dem Butter und Marmelade ineinanderlaufen, iss doch nicht immer so ungesund, höre ich Franz sagen, verleidet hat. Entsprechend erleichtert, das gebe ich zu, bin ich gewesen, als ich nach dem Frühstück, am Esstisch den Stuhl beiseite schiebend, in die Hocke gehend, den Tischdeckenvorhang lüpfend, die Frau im Esstischunterraum vorgefunden habe.

Sie hat die Schuhe wieder übergestreift, die Jacke ihres Kostüms wieder angezogen. Ich registriere mit Wohlwollen, dass das Milchglas geleert ist und von den Keksen die Hälfte fehlt. Guten Morgen, sage ich. Ich glaube, ich habe auch

gefragt, ob sie gut geschlafen hätte. Zum ersten Mal sieht sie mich an und, ich glaube, es ist ein Nicken gewesen, nickt. Davon ermutigt, ich weiß nicht, was ich mir dabei gedacht habe, wahrscheinlich habe ich mir gar nichts dabei gedacht, frage ich, ob sie nicht herauskommen wolle, nach oben, wo es bequemer, mit Sicherheit auch sauberer wäre. Ich glaube, ich habe tatsächlich die unzureichende Reinlichkeit unter dem Esstisch erwähnt, wie dumm kann man sein! Vielleicht habe ich sogar die Hand hineingestreckt in den Esstischunterraum, die Hand ausgestreckt und angeboten. Das hätte ich besser bleiben lassen sollen. Ein unmittelbares Zurückzucken und Zurückschrecken der Frau, ein sich Einkauern, ein mit dem Greifen der Handtasche, dem Heranziehen der Handtasche und der Arme im Allgemeinen, dem Anziehen der Beine einhergehendes Einkapseln ist die Folge gewesen.

Mit dem Zurückschrecken der Frau bin auch ich zurückgeschreckt. Ich habe, noch immer in der Hocke natürlich, beide Hände abwehrend erhoben, die Handinnenflächen habe ich gezeigt und, ehe ich mich

zurückgezogen habe, das Beste wäre es, sich zurückzuziehen, habe ich gedacht, *alles gut* geflüstert. Wahrscheinlich habe ich auch besänftigend gezischt. Wahrscheinlich bin ich davon ausgegangen, ein mehrfach wiederholtes, selbstverständlich leises Zischintervall, eher ein geräuscharmes Ausstoßen der Atemluft denn ein Zischen, wirke beruhigend. In jedem Fall habe ich *alles gut* gesagt. Dreimal, glaube ich, habe ich es gesagt.

Eine solche Frau im Tweedkostüm darf nicht mit Übereilung ängstigt werden, habe ich gedacht. Der Umgang mit einer solchen Frau erfordere Geduld, Einfühlungsvermögen. Vertrauen will verdient sein, habe ich gedacht. Entsprechend zurückhaltend und behutsam habe ich mich in der Folge verhalten. Auf diese Weise ist es mir gelungen, ich meine, das behaupten zu dürfen, die Frau unter meinem Esstisch von meinen lautereren Absichten zu überzeugen.

Manchmal, wenn ich mich zu ihr in die Düsternis hinunterbeuge, schaut sie mir, glaube ich, ins Gesicht, nicht lange, ehe sie wieder den Kopf wendet, aber immerhin. Es

hat Situationen gegeben, in der sie auf meine vorsichtigen Anfragen, meine Nachfragen, ihr Befinden, ihre Bedürfnisse betreffend, mit einem, wenn auch kaum hörbaren, kehligen Summen geantwortet hat. Jedenfalls habe ich es als Antwort gewertet. Als ich ihr Franzis Postkarte gezeigt habe, auf der in einem Berg von Kiwis *Greetings from New Zealand* zu lesen ist, hat sie diese, so meine Interpretation, mit Interesse betrachtet. Einmal, es ist am gestrigen Nachmittag gewesen, habe ich die Frau dabei überrascht, wie sie ihr Äußeres in einem aus ihrer Handtasche entnommenen Taschenspiegel überprüft hat. Am Tag zuvor noch hätte sie, sich ertappt fühlend, den Spiegel weggepackt und mir den Rücken zugekehrt. Jetzt ist sie in ihrem Tun fortgefahren. Mehr noch: Sie hat vor meinen Augen aus ihrer Handtasche einen Lippenstift geholt und sich die Lippen nachgezogen, hat sich mit einer Bürste die Haare gerichtet.

Zu sich genommen hat die Frau bislang übrigens nur die Schokokekse. Was ich ihr sonst angeboten habe, ein Käsebrod, ein Schinkenbrod, ein Marmeladenbrod, ein Schälchen Tomatensuppe, ist unberührt geblieben. Nur die

Schokokekse isst sie. Nur die Milch trinkt sie. Bald muss ich einkaufen gehen. Heute ist Samstag. Ich bin zuversichtlich, dass sich in der Sache mit der Frau alles zum Guten hin klären wird.

---

**Peter Zemla**  
**Bayreuth**

# Personal Story

Susanne Mathies

Anscheinend bemerkt niemand, dass ich eine Schlange bin. Ein Python von 4,5 m Länge, das müsste den Leuten doch auffallen. Aber nein, sie mäkeln nur an mir herum, wenn ich im Bus wegen meiner Länge meinen Hinterleib auf dem Sitz neben dem Vorderleib zusammenrolle: „Nun machen Sie sich mal nicht dicker, als Sie sind!“

Da kann ich nur lachen, lautlos, wie man es als vornehme Schlange tut. Denn ich bin nicht dick. Ich kann rasante Kurven entwickeln, wenn ich einen von diesen lächerlichen Rehpinschern mit einem Happs herunterschlinge, aber darüber und darunter habe ich zarte Taillen. Ich kann so viele Taillen bekommen, wie ich will, eine schlanker als die andere.

Aus dem Bus schlängele ich mich zwischen den Beinen der Fahrgäste durch und komme als eine der Ersten auf die

Straße. Beim Überqueren muss ich allerdings aufpassen, wegen meiner Länge benötige ich lange Ampelphasen. Aber am Bahnhof ist es einfach, dort sind immer Leute mit Koffern unterwegs, und ich brauche nur aufzuspringen und mich ziehen zu lassen. Wenn sie es bemerken und mich seltsam ansehen, lächle ich, dann schauen sie schnell weg – obwohl ich wirklich schöne Augen habe! An der Rolltreppe bleibe ich auf den Koffern, denn die spitzen Metallkanten der Stufen tun meiner Haut nicht gut. Meinen Kleidern auch nicht.

Da sind wir schon beim nächsten Thema. Die Menschen müssen morgens wählen, was sie anziehen. Wird es warm oder kalt, wird es regnen, muss ich auf meinen Chef Eindruck machen, möchte ich fröhlich wirken, oder streng, oder sexy? Die richtige Wahl ist schwierig.

Aber nicht für mich. Wegen meiner Länge kann ich mehrere Outfits parallel tragen: ein grün schillerndes Paillettenkleid unterhalb des Kopfes, einen Tuxedo in der Mitte, und eine Bikerjacke über zerrissenen Jeans am hinteren Ende. Je nach Laune oder Bedarf biege ich mich so, dass die



passende Kleidung nach oben herausragt. Bei Regen ziehe ich meine Kleider einfach aus und rolle sie zusammen. Meine Haut ist wasserfest und sieht nicht nackt aus!

Beim Arbeitsamt empfahl man mir, einen Beruf wählen, bei dem man nicht viel reden muss. Mein Zischen sei schwer zu verstehen. Daran habe ich mich gehalten. Als Unternehmensberaterin muss ich nur zuhören und gelegentlich zustimmend nicken. Dafür werde ich gut bezahlt, und ich kann mir eine extravagante Garderobe leisten.

Traurig ist nur, dass ich in den Zoo gehen muss, um andere Pythons zu treffen. Die Zoo-Pythons haben nichts vom Leben gesehen und reden nur über den schlechten Service. Eine vielversprechende Internetbekanntschaft mit einer Python in Malaysia endete leider tragisch: Sie wurde am Flughafen wegen irgendwelcher lächerlicher Ausfuhrvorschriften festgehalten, zerquetschte dabei versehentlich einen der Beamten (viele Malaien sind schrecklich dünn) und wurde auf Behördenanweisung

„eingeschläfert“, wie es in den Nachrichten hieß. In den sozialen Medien ging die Geschichte viral unter #AnimalBrutality. Ich habe mich daraufhin sofort bei Facebook abgemeldet.

—

**Susanne Mathies**  
**Hamburg**

Susanne Mathies, promovierte in Wirtschaftswissenschaft und in Philosophie.  
Sie lebt, schreibt und malt seit vielen Jahren in Zürich.

Bisher wurden fünf ihrer Kriminalromane veröffentlicht, zuletzt *Mord im Lesesaal*, Gmeiner 2021 und *Mord mit Limmatblick*, Gmeiner 2022.

Sie ist Redaktionsmitglied der *orte*-Literaturzeitschrift und Mitherausgeberin der *orte* Poesie Agenda.

# Titia

Paul Kah

Es war so: Die Kunden kamen rein und liefen ca. 5 Schritte zum Regal. Die Schrittzahl variierte leicht je nach Alter, Geschlecht und Schrittlänge. Das Regal war wiederum 4 Schritte (ca.) von der Theke entfernt. Wenn die Kunden wussten, was sie wollten, was nicht selten passierte, da die Metzgerei Flach vor allem Stammkunden abfertigte, brauchten sie keine 2 Minuten von der Tür über das Regal zur Theke und wieder hinaus.

Einige Stammkunden beschauten sich gerne noch die Angebote in der Auslage, was die Einkaufszeit aber nicht wesentlich verlängerte, meist nur um wenige Sekunden. Nur die Kunden, die zum ersten, zweiten oder dritten Mal im Laden waren, brachten gut und gerne 5 Minuten zusammen, wenn nicht länger. Sie beschauten die Ahle Wurst – Dürre Runde oder Stracke –, die Spanischen Salami oder Lungenwürste, die im Regal an Haken hingen, angelten sich

einen der vakuumierten Landjäger oder Pfefferbeißer (legten ihn wieder weg) oder gingen knacksend in die Knie und inspizierten die Gläser voll Weckewerk, feiner und grober Leberwurst, Blutwurst oder Presskopf, die auf den unteren Regalbrettern ruhten. Sie machten »Mh-Mh« und »Ach«, bevor es sie zum weiteren Fleischbummel an die Theke zog. Hier wurden sie von glänzenden Putenbrüsten und Lammschultern, saftigem Schweinenacken und zarten Hähnchenschenkeln, dicken und hohen Rippen, Eisbeinen, Lenden, Lebern, Nieren und Naturdärmen in Empfang genommen; und von Titia.

Titia, die mittlerweile ganz automatisch zählte, wie viel Schritte eine Person im Laden machte, wie viele Sekunden diese schon im Laden war und wie viel Gläser über den Tag aus dem Regal genommen wurden und wieder aufgefüllt werden mussten. (Je Sorte 15 Stück, am Haken immer 7 Würste je Sorte und die vakuumierte Ware ordentlich bis zur Unterkante der hängenden Würste stapeln.)

Titia, die geduldig darauf wartete, dass die Stammkunden ihre Auswahl trafen, zum üblichen noch ein besonderes Stück Fleisch mitnahmen oder die Neukunden sich wie immer für Gehacktes oder Mariniertes entschieden.

Diese Titia stand hinter der Theke vor der Waage mit der Kasse und lauschte. Ping. Tür auf. Kalte Luft rein. Sie wartete auf die Schritte.

»Nach Ihnen, bitte.«

»Danke sehr, sehr nett.«

Fremde Stimmen. Neukunden. Das laute Knallen von Pfennigabsätzen und ein gedämpftes Pochen von Ledersohlen hallten durch den Laden.

»Hübscher kleiner Laden, nicht?«

»Solche Handwerksbetriebe findet man nicht mehr oft.«

»Muss man wirklich nach suchen.«

Sich gegenseitig unterhaltend, kamen die beiden zur Theke. Dann sagten sie gleichzeitig:

»Hallo, ein Pfund Kobe-Filet, bitte.«

Kurze Stille. Dann lachten beide.

»Entschuldigung, ich glaube, Sie waren zu erst dran.«

»Nein, Nein, Sie haben mich ja an der Tür schon vorgelassen. Bitte.«

»Sehr nett, danke. Ich hätte dann gerne ein Pfund Kobe-Filet aus Ihrem Angebot.«

»Hallo, da haben Sie Glück, wir haben nur noch ein Stück da.«

»Nur noch ein Stück?«

»Ja, es ist wirklich sehr begehrt.«

»Mh«, machte der Mann. Hinter ihm erklang die besorgte Stimme der Frau:

»Nur noch das eine Stück?«, fragte sie erneut. »Das ist aber schlecht. Da brauche ich doch jetzt so dringend genau dieses Stück Fleisch. Wissen Sie, mein Sohn ist zu Besuch. Er ist Koch und hat selten mal Zeit, vorbeizukommen. Ja, und als er gehört hat, dass Sie gerade das Kobe-Filet anbieten, da hat er mich direkt losgeschickt.«

»Mh«, machte der Mann wieder.

»Ja, aber dann lässt der Herr Ihnen doch sicher das Stück, wenn es so ein besonderer Anlass ist, nicht wahr?«

»Ja, das ist wirklich zu nett.«

»Mh«, machte der Mann ein drittes Mal und sagte:

»Ja, sehen Sie, es ist nur leider so: Mein Schwiegervater kommt zu Besuch. Er ist nicht mehr der Jüngste und wer weiß, wie oft er noch kommen kann. Er hat immer leidenschaftlich gegrillt und da wollten wir ihn heute mit etwas ganz Besonderem überraschen. Etwas, was er selber noch nicht auf dem Grill hatte. Da bin ich jetzt extra wegen dem Filet zu Ihnen gekommen.

»Na so was und jetzt?«

Titia überlegte:

»Nun, wir haben auch sehr gute Rinderfilets da. Direkt hier aus der Region.«

»Regional, mh? Ist das denn was Besonderes?«

»Wir haben was vom Gallowayrind.«

»Ach nein, das gibt es doch jetzt überall. Haben Sie denn noch andere Rassen?«

»Leider nein.«

»Aber reicht denn so ein Pfund überhaupt? So zum Grillen meine ich.«

»Ein Pfund ist gerade ausreichend. Wir werden es teilen, ordentlich marinieren und mit feinen Beilagen auftischen. Es ist alles schon geplant. Aber, sagen Sie, reicht Ihnen denn überhaupt ein Pfund? Wäre es Ihrem Sohn nicht lieber, er hätte etwas mehr zu beißen?«

»Aber, aber, es geht doch nicht um die Menge. Die Qualität ist doch am wichtigsten! Sehen Sie, mein Sohn ist Koch in der gehobenen Gastronomie. Der ist es gewohnt, nur mit den besten Zutaten zu arbeiten.«

»Und wenn ich es Ihnen einfach durchschneide? Jeder bekommt ein halbes Pfund?«

Titias Hand berührte den Messergriff.

»Ein halbes Pfund?« Titia konnte hören, welch ein Blick der Mann ihr zuwarf.

»Wer soll denn davon satt werden?«

»Nein, ein halbes Pfund, da findet man das Stück ja gar nicht auf dem Teller. Also, das geht nicht.«

In vertraulichem Ton richtete sich die Frau an Titia:

»Sehen Sie, wir essen ja so gut wie nie Fleisch. Es ist doch gar nicht gesund, so viel Fleisch. Und schlecht für die Umwelt ja auch. Aber ab und zu gönnen wir uns mal was

Besonderes, nicht? Da verzichten wir ja schon so viel, aber jetzt geht es leider wirklich nicht.«

»Na«, versuchte Titia es dann in Richtung des Mannes, »können Sie nicht vielleicht doch darauf verzichten? Wir haben wunderbaren Rotwildrücken in Thymianmarinade. Wenn Sie hier kurz mal...«

»Na hören Sie mal. Die Marinade ist doch längst vorbereitet. Der ganze Abend ist auf das Filet abgestimmt. Die Salate und Beilagen haben wir extra so ausgewählt, dass sie das zarte Fleisch zur Geltung bringen. Abende habe ich mit der Zutatenauswahl verbracht, mich richtig eingelesen in die Materie. Nein. Es geht nicht! Außerdem – ich bedauere wirklich, dass ich darauf bestehen muss – war ich vor Ihnen an der Reihe. Ja, ich weiß, ich habe Sie vorgelassen, um Ihnen die Tür aufzuhalten. Aber technisch gesehen war ich vor Ihnen an der Tür und darf deswegen dann auch zuerst bestellen. Und ich muss wirklich dieses Kobe-Filet haben.«

Die Frau schnaubte pikiert.

»Ich war jawohl eindeutig vor Ihnen im Laden.«

Beide begannen sich darüber zu streiten, wer nun einen legitimen Anspruch auf die Bestellung habe. Titia wurde für einen Moment vergessen. Sie war ratlos und ihre Finger trommelten unsicher auf der Kasse.

Ping. Während die beiden sich noch stritten, öffnete sich die Tür erneut. Die kalte Luft kam und brachte ein leises Schlurfen von Schuhspitzen mit herein, gefolgt von einer nicht laut, aber nachdrücklich abgesetzten Ferse. SchKLack, SchKLack.

Titia bekam eine Gänsehaut. Nur eine Kundin kam mit solchen Schritten in die Metzgerei Flach. Frau Schmitt, Mitarbeiterin a.D., aktuell in Rente. SchKLack, SchKLack. Frau Schmitt kam jeden Donnerstag, roch nach billigem Parfum und Lederimitat.

Frau Schmitt hatte seit Beginn ihrer Rente eine hässliche Freude daran gefunden, das Personal der Metzgerei Flach mit ihren Bestellungen in Bedrängnis zu bringen. Wieder nur

Pfundstücke? Sie bräuchte aber anderthalb am Stück. Nur marinierten Schweinebauch? Gerade heute bräuchte sie aber welchen ohne Marinade. Ob man den nicht eben abwaschen könnte? Dabei hatte sie ein Händchen dafür, immer dann aufzutauchen, wenn im Laden alle Hände voll zu tun waren. Parierte jemand nicht, beschwerte sie sich bei Herrn Flach, mit dem sie immer noch freundschaftlich verbunden war.

Frau Schmitt war eigentlich zu niemandem besonders freundlich, aber zu Titia war sie besonders gemein, fand Titia. Immer wieder wollte sie von ihr Fleisch aus der Auslage genommen haben, um es aus der Nähe betrachten zu können. Nur um es dann doch nicht zu kaufen und zurücklegen zu lassen. Oder sie bat unnachgiebig, dass Titia doch bitte noch einmal im Lager schaue, ob nicht doch noch ein Stück Kassler dort läge. Titia wusste, dass dort keins mehr war. Einige Male war sie einfach ins Lager gegangen, hatte bis 20 gezählt und war wieder nach vorne gekommen, nur, um Frau Schmitt loszuwerden.

Vor allem aber stand Titia unter Frau Schmitts genauester Beobachtung.

Wieso brauchte sie denn so lange, um die Sülze im Regal aufzufüllen? Wieso befummelte sie denn immer so die Wurst, bevor sie sie einpackte? Und musste sie denn immer das Geld so begrabbeln? Kein Wunder, dass jeder Besuch von Frau Schmitt für Titia einer Feuerprobe glich.

Diese Frau Schmitt hatte also den Laden betreten. Und diese Frau Schmitt war mit ihrem langsam schlurfig klackenden Gang durch den Verkaufsraum gezogen. Hatte etwas im Raum gestanden (sicher hatte sie freudig dem Streit der anderen Kunden gelauscht, dachte Titia) und sich dann an die Theke gestellt. Neben ihr stritten der Mann und die Frau weiter.

»Guten Tag, Titia. Heute wieder alleine?«

»Guten Tag, Frau Schmitt. Ja, der Chef ist gerade noch mal los.«

»Gibt es denn heute irgendwelche Angebote?«

»Wir haben Lamm-Chops im Angebot und ein Kobe-Fi...«

»Entschuldigen Sie, aber das Kobe-Filet gehört mir!«

»Aber Sie waren ja noch gar nicht dran. Nein, ich habe das Kobe-Filet zuerst gesehen«, sagte die Frau.

»Oh je«, sagte Frau Schmitt. »Aber unsere Titia wird doch wissen, wer von Ihnen zuerst an der Reihe war.«

»Ich!«, riefen beide.

»Titia?«, fragte Frau Schmitt. Dabei zog sie das i und a mit einem spitzen, fast schadenfrohen Ton in die Länge.

»Die Herrschaften sind gemeinsam eingetreten und haben wirklich zur gleichen Zeit bestellt.«

»So was Ungeschicktes aber auch.«

»In der Tat, aber langsam wird es mir doch zu blöd. Ich mache das jetzt sehr ungern, aber ich werde, na, ich zahle Ihnen einfach den Kilopreis für das Pfund.«

»Nein, aber das...«

»Also so etwas Schäbiges! Ich könnte ja auch gerne den dreifachen Preis zahlen, bitte, aber das kann es doch nun wirklich nicht sein. Das hätte ich ja jetzt nicht gedacht, dass Sie so plump...«

»Also, das geht aber wirklich nicht.«

»Bitte, Titia, hast du denn schon im Lager nachgeschaut, ob auch wirklich nichts mehr da ist? Der Chef kauft doch sonst nicht so knapp ein, ist doch nicht seine Art.«

Titia spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss. Natürlich hatte sie nachgeschaut.

»Der Chef hat ja selber nicht mit so einem Ansturm gerechnet. Wer hätte das denn denken können?«

»So was.«

»Dabei hat mir mein Nachbar so von dieser Metzgerei vorgeschwärmt. Der Herr Künatz, wissen Sie? Kauft hier jede Woche ein. Der hat Ihre Metzgerei in höchsten Tönen gelobt. Und der ist ein wirklicher Spitzen-Gourmet. Der isst

nur vom Feinsten. Hat doch tatsächlich mal im Restaurant sein Essen zurückgehen lassen, weil die Hollandaise nicht selbstgemacht war. Hat der geschmeckt. Ich war selbst dabei. Und da dachte ich, ich probiere es hier mal. Wenn der von Ihrem Laden so begeistert ist, muss ich das ja mal probieren. Und jetzt so was.«

»Nun, wir hätten auch noch vom Fasan...«, versuchte Titia noch einmal zaghaft. Verächtlich schlug man diesen Versuch nieder:

»Fasan! Also jetzt wollen Sie mich aber auf den Arm nehmen. Mein Sohn ist Koch in der gehobenen Gastronomie. Fasan kann er jeden Tag bekommen, wenn er will. Ich muss darauf bestehen, das Kobe-Filet zu bekommen, es tut mir leid.«

»Das kann man nachvollziehen, ja. Ach Titia, hast du denn nochmal im Lager geschaut? Mh? Ach, ich komme einfach mal mit. Habe hier doch selbst früher gearbeitet. Das findet sich schon. Könnten Sie wohl kurz auf meinen Korb aufpassen?«



»Natürlich. Das ist ja sehr nett, dass Sie hier Ihre Zeit opfern«, sagte die Frau im Versuch, in Frau Schmitt eine Verbündete zu finden.

Bevor Titia protestieren konnte, hörte sie, wie die Thekenabspernung hochgeklappt wurde und Frau Schmitts Schritte im Lager verschwanden.

»Frau Schmitt, das geht aber so nicht!«, rief Titia schrill und stürzte hinterher. Sie erschrak kurz, als sich im Durchgang ein Vorhangstreifen aus Kunststoff kalt auf ihr Gesicht legte. Immer wieder, dachte Titia ärgerlich.

»Frau Schmitt, Sie können hier nicht rein. Das verstößt gegen die Hygienevorschriften!«

»Wieso ist das hier so dunkel?«

Titia machte nie das Lagerlicht an. Wozu? Sie ignorierte die Frage:

»Frau Schmitt, ich muss Sie wirklich bitten!«

»Psch, Psch, Mädchen. Ich will dir doch nur helfen. Du hast ja ziemlich schwierige Kundschaft, nicht? Wie willst du da nur gerecht bleiben?«

»Frau Schmitt, bitte, ich mache das schon. Aber...«

»Das haben wir gesehen, wie du das machst!« Frau Schmitt presste die Worte scharf durch ihre Zähne. Sie klang mit einem Mal sehr ernst, bedrohlich. Titia verstummte.

»Die beiden werden sich gleich die Köpfe einschlagen, wenn du nichts unternimmst! Von dem Dreck mal abgesehen, mit dem du gerade den Namen der Metzgerei Flach beschmierst, kannst du doch nicht zulassen, dass die Leute sich so an die Gurgel gehen. Verkaufst du hier Fleisch oder guckst du nur den Streithähnen zu?«

Titia fand, dass Frau Schmitt das Wort ‚guckst‘ besonders gemein und völlig unnötig hervorgehoben hatte. Frau Schmitt wartete keine Antwort ab:

»Wir haben hier früher noch richtig verkaufen gelernt. Da ist keine unzufrieden aus dem Laden. Und wenn der Chef so

was gesehen hätte, das hätte aber den Tageslohn gekostet, das glaub' mal. Und am Ende hättest du hier alleine aufräumen und putzen dürfen. Eine Woche lang! Aber man fasst euch ja mittlerweile vorsichtiger an als das Putenfleisch. Also, was willst du jetzt machen?«

»Frau Schmitt, bitte, ich...na...ich«

»Ich na ich«, äffte Frau Schmitt Titia nach. »Jetzt verschlägt es dir auch noch die Sprache! Armes kleines Mädchen, mh? Kaum ein bisschen Stress und schon verliert sie den Überblick! Man, man, man. Hast du ein Glück, dass ich gerade zufällig vorbeigekommen bin und die beiden habe streiten sehen. Wie das aussieht von der Straße aus. Naja, aber auf mich kannst du dich ja verlassen. Ich weiß schon, wie wir das geregelt bekommen.«

Frau Schmitt machte eine Pause.

»Wie denn, Frau Schmitt?«, fragte Titia widerwillig.

Frau Schmitt genoss es sichtlich, dass sie Titia erklären konnte, wie die Dinge zu laufen hatten. Eklig süß und überlegen tropfte ihre Stimme an Titias Ohr:

»Nun, sie wollen beide was besonderes, oder nicht? Kobe-Filet für den Sohn und den Grillmeister. Da wird Bier und Wein gereicht, das Fleisch vor dem Zubereiten begutachtet. Es wird erzählt, wie schwierig es war, dieses Stück, das letzte im Laden, zu ergattern und und und. Und glaube mir, niemand hat die Zunge, zu erkennen, ob es wirklich Kobe-Filet ist. Aber das ist egal. Man hat es sich ja vorher erzählt, wie gut es ist und wie wirklich exquisit. Und das ist schon der halbe Genuss! Ja, Titia, denk doch mal mit! Keiner von denen da draußen schmeckt dann noch den Unterschied zu einem guten Stück Rinderfilet, egal woher das kommt!«

»Aber Frau Schmitt, was meinen Sie denn damit?«

»Ach Mädchen, sieh es doch mal so: Wenn du nichts unternimmst, sind beide sauer, enttäuscht, die Abende ruiniert, der Name Metzgerei Flach durch den Kakao gezogen. Dabei ließe sich das doch alles vermeiden. Es liegt

wirklich nur an dir. Aber da ist dann wohl alle Hoffnung vergebens.«

Schon schoben sich die Füße von Frau Schmitt wieder in Richtung des Vorhangs. Aus dem Verkaufsladen konnten sie beide immer noch die heftige Diskussion der Kunden hören. Wütend, dann flehend, beschwörend und unnachgiebig wurde da aufeinander eingeredet.

»Halt! Frau Schmitt, was würden Sie denn jetzt machen?«  
Titia war verzweifelt.

»Du bist wirklich begriffsstutzig, nicht? Dass die dich hier überhaupt eine Woche behalten haben. Es ist doch klar! Du suchst jetzt ein paar Stücke Filet. Schöne marmorierte Rinderfilets. Und die tust du dann oben in eine Kiste legen und dann die ganze Kiste nach vorne holen und sagst, dass doch noch was im Lager war. Sollte eigentlich erst fürs Wochenende sein, aber ausnahmsweise und so weiter.«

»Pass auf«, Frau Schmitt war plötzlich ganz nah bei ihr und legte verschwörerisch ihre Hand auf Titias Arm. »Es ist ganz

einfach. Ich halte die da draußen etwas hin. Aber nur kurz, dass du mir hier nicht bummelst! Und dann verkaufst du mir auch was von dem Kobe. Das Geld hole ich mir später wieder. Aber so glauben die beiden alles, okay?«

»Aber Frau Schmitt, da fühle ich mich nicht wohl bei. Das ist doch Betrug, oder?«, versuchte es Titia halbherzig.

»Ach jetzt nicht so zimperlich, Mädchen. Dann legst du die drei Stücke eben übereinander und mischst sie unauffällig, bevor du sie einzeln verpackst. Kann ja nicht so schwer sein, guckst du halt weg, dann siehst du auch nicht, welches welches ist. Dann brauchst du auch keine Magenschmerzen zu haben.«

Damit ließ Frau Schmitt Titia im Dunkeln des Lagers zurück. Die Kunststoffstreifen klatschten laut aneinander. Frau Schmitts Stimme ertönte aus dem Verkaufsraum, viel weicher und sanfter klang sie von da draußen:

»Die Kollegin braucht noch etwas. Sie ist nicht die hellste, aber gutes Personal...«

Titia stürmte los. Das Rindfleisch stand hinten im Kühlhaus. Von hier aus noch 10 Schritte. Rinderfilets hatten sie noch jede Menge, nun galt es die herauszupicken, die eine starke Marmorierung aufwiesen. Sie öffnete den schweren Hebel der Kühlraumtür. Die eisige Luft kam ihr entgegen und es lief ihr kalt den Rücken herunter. Jetzt erst merkte sie, auf welche Probe Frau Schmitt sie wieder einmal gestellt hatte. Sie blieb in der Tür stehen, legte den Kopf in den Nacken und ließ die Schultern hängen. Doch schnell fasste sie sich wieder. Es war keine Zeit zu verzweifeln. Sie hatte die Kobe-Filets doch einsortiert und dabei in der Hand gehabt. Sie musste sich nur daran erinnern, wie sich die feinen Fettäderchen von dem zarten Muskelfleisch unterschieden. Die Äderchen waren doch etwas fester, zäher in der Struktur als das Fleisch. Also los. Sie stürzte sich die 3 Schritte auf die Körbe mit den Rinderfilets.

Sie ging in die Knie und tauchte ihre Hände in die eisig glibberige Fleischmasse. Ein Stück nach dem anderen zog sie heraus. Weich und doch fest lagen die Filets in ihrer Hand, während sie mit den Fingern der anderen die

Oberfläche entlang fuhr. Kalter Fleischsaft lief über ihre haltende Hand, während ihre Finger das Verhältnis von Fett und Muskeln prüften.

Der erste Korb gab nichts her. Dicke Fettadern waren da durch jedes Stück gelaufen. Schnell griff sie in den nächsten Korb. Wieder glitt ihre Hand über das kalte Fleisch, wieder lief der Saft, wieder nichts.

Sie ging zum nächsten Korb und griff hinein. Befühlte wieder Stück für Stück und endlich: Die Fettäderchen waren eindeutig zarter und verteilten sich gut über die Muskeln. Ganz ähnlich hatte sich das Kobe-Filet angefühlt.

Jetzt galt es, die besten Stücke des Korbes nach oben zu legen. Schneller und schneller griffen ihre Hände in die Masse, holten Filets hervor und prüften das Fleisch.

Schließlich hatte sie die ganze obere Reihe des Korbes mit fein marmorierten Stücken belegt. Noch einmal ließ sie ihre Finger prüfend über die obersten Stücke fahren. Sie musste sicher gehen, dass es den Kunden nicht auffallen würde. Es

könnte klappen. Der Unterschied war sicher kaum zu merken. Erleichtert atmete sie aus, packte die Kiste und eilte in den Verkaufsraum.

»Ich habe auch noch andere Sachen zu besorgen. Es kann doch nicht sein, dass man uns hier so lange warten lässt!«

»Ja, es dauert schon. Unsere Titia, ach, sie ist wirklich nicht die Schnellste, aber der Chef, nun, hat ein großes Herz. Das steht dem Geschäftssinn manchmal im Wege. Aber sicher hat sie noch etwas gefunden.«

Frau Schmitts Stimme drang durch die Kunststoffstreifen. Titia hätte ihr gerne beim Herauskommen ins Gesicht gespuckt. Doch aus ihrem Mund flogen nur Worte:

»Es tut mir schrecklich leid! Ich habe diese Kiste hier ganz übersehen.« 6 Schritte aus dem Lager und Titia stellte die Kiste direkt neben die Kasse. »Sie stand ganz hinten im Lager. Ist die Ware für Freitag und Samstag, wenn das Wochenendgeschäft anläuft. Hätte ich direkt dran denken

sollen. Entschuldigen Sie bitte noch einmal, dass Sie jetzt so lange warten mussten.«

»Na, habe ich es nicht gesagt«, sagte Frau Schmitt und klang so ehrlich begeistert wie eine Mutter, deren Kind gerade zum ersten Mal alleine auf die Toilette gegangen war. Titia packte das Kobe-Filet aus der Auslage und legte es auf die Waage.

»Und das ist wirklich Kobe-Filet?«, fragte Frau Schmitt plötzlich argwöhnisch. Titia hielt in der Bewegung inne. Ein flaues Gefühl breitete sich in ihrem Magen aus.

»Nicht, dass man unserer Titia nicht trauen könnte, nein, aber sie ist nicht immer die Gründlichste. Vor allem, wenn es schnell gehen muss. Reich doch mal ein Stück über den Tresen, Mädchen.« Zittrig legte Titia ein Stück auf Papier und schob es oben auf die Theke. Sie hörte das SchKLack, der Geruch von Frauenparfum und Männerdeo wurde intensiver und irgendjemand der dreien blies einen stinkigen Atem über den Tresen. Alle hatten sich über das Papier gebeugt.

»Na, Sie werden wohl die Finger davon lassen!«

»Ich wollte doch nur der Qualität wegen, also...«

»Eindeutig! Sehen Sie: Diese feine Marmorierung finden Sie wirklich nicht bei anderem Fleisch. Schauen Sie mal, wie fein verzweigt das bisschen Fett hier ist!«

»Ach ja.«

»Mh-Mh.«

»Bitte, so wird es doch nun alles gut. Ich habe Ihnen ja gesagt, der Herr Flach kauft nie zu wenig. Der kennt seine Kunden. Aber nicht alle Verkäuferinnen hier kennen ebenso gut das Lager. Man muss Geduld haben mit den jungen Leuten«, sagte Frau Schmitt. Titia nahm das Papier wieder vom Tresen.

»Sie haben recht, ja vollkommen recht. Also, ich bekomme dann ein Pfund von dem guten Filetstück!«

»Und ich nehme auch ein Pfund!«, rief die Frau schnell hinterher. Titia atmete erleichtert aus und legte ein Pfundstück zum Kobe-Filet auf die Waage.

»Ach Titia, jetzt wo ich das Fleisch so sehe, kannst du mir nicht auch ein Stück einpacken? Wenn es so begehrt ist, muss es ja wirklich gut sein.« Titia legte gehorsam ein weiteres Stück dazu.

»Es ist das Allerbeste. Wie lange habe ich auf meine Frau eingeredet, damit ich es mir mal gönnen kann?«, sagte der Mann zufrieden.

»Mein Sohn ist ja Koch und der hat gesagt: Kein anderes Fleisch kommt ihm heute auf den Tisch! Es ist eine Delikatesse. Fast schade, dass man sich täglich schon morgens den Gaumen mit Aufschnitt ruiniert«, lachte die Frau.

Titia hatte die Zeit genutzt und die Fleischstücke auf der Waage gemischt. Sie hatte sich dabei ganz auf das Gespräch konzentriert und konnte nun mit einiger Sicherheit

sagen, dass sie nicht mehr wusste, welches Fleischstück welches war. Sie hätte es sicher wieder erfühlen können. Aber für den Moment reichte es. Sie würde niemanden wissentlich benachteiligen, niemanden mit Absicht betrügen. Der Zufall packte hier das Fleisch in die Tüten. Was sollte sie auch machen? Es war eben nicht genug für alle da. Und so war sie doch allen Wünschen gerecht geworden.

Sie packte ein Stück Fleisch ein, tippte den Preis in die Kasse und pappte den Klebebon auf das Papier. Die ganze Zeit über spürte sie dabei den Blick von Frau Schmitt auf ihren Händen.

Der Mann fand im Angesicht seines erfüllten Wunsches fast zu seiner anfänglichen Höflichkeit zurück und überließ der Frau das erste Paket. Alle verabschiedeten sich höflichst. Entschuldigt wurde sich nicht, es war zu viel passiert. Titia wiederholte ihre Handgriffe und packte das zweite Paket ein.

»Ist es schon so spät? Ich muss doch noch zur Apotheke! Junger Mann, wären Sie so gut, mir dieses Paket zu überlassen? Ich habe das Geld auch gerade passend zur

Hand. Ich muss mich wirklich so beeilen!« Frau Schmitts Stimme klang wehleidig, mit einem leicht aufgeregten und nervösen Unterton.

»Aber natürlich, gerne, auf die Minute kommt es mir nun nicht mehr an«, sagte der Mann widerstrebend.

Frau Schmitt schnappte sich gierig die Tüte, die Titia über den Tresen reichte und warf das Geld in die Schale.

»Titia, mach' es gut und nächstes Mal: einfach etwas mehr die Augen aufhalten, ja Mädchen?«

»Danke und auf Wiedersehen, Frau Schmitt«, presste Titia durch die Zähne. SchKLack, SchKLack machten Frau Schmitts Schuhe, dann war sie durch die Tür.

Das letzte Paket ging an den Mann. Er verließ den Laden, ohne sich zu bedanken. Titia verstaute das Geld und atmete tief durch. Sie packte den Korb und brachte ihn wieder ins Lager. 6 Schritte zum Vorhang. 13 Schritte durch das Lager zum Kühlhaus. Der schwere Hebel runter. 3 Schritte ins Kühlhaus, die Kiste wieder an ihren Platz.

Sie schloss das Kühlhaus und machte sich erleichtert auf den Rückweg. Sie zuckte zusammen, als sich die Kunststoffstreifen des Vorhangs wieder unsanft auf ihr Gesicht legten. Seit ihrer Erblindung hatte sie alle Handgriffe eingeübt, alle Kniffe und Tricks gelernt, sodass ihr niemand auf die Schliche kam, kaum einer je Verdacht schöpfte. Aber jedes Mal, wenn einer der Streifen sie wieder kalt im Gesicht überraschte, fühlte sie sich für einen kurzen Moment enttarnt.

---

**Paul Kah**  
**Hessen**

Paul Kah, \* 1990, Abitur, Zivildienst, Studium der Soziologie in Deutschland und Australien. Lebt in Hessen.



**Marius Schmidt**

Ein Mann mit einem breiten Unterkiefer und weiten, roséfarbenen Hosen begann mit dem Bau eines Hauses, auf einem Grundstück, das an einer Ausfallstraße, einer mittelgroßen Stadt gelegen war. In einer Ebene, in der wenig wuchs und oft die Sonne schien. Neben dem, mit einem Drahtzaun von der Umgebung abgetrennten Nachbargelände, auf dem vorproduzierte Becken für Swimmingpools ausgestellt waren – ähnlich einem Autohaus, hinter dessen Glasscheibe in einer großen Verkaufshalle oder auf dem Hof Ausgestelltes drapiert wurde. Dies war das letzte Gebäude an der Außengrenze dieses Randgebiets gewesen, bis zu dem Moment, an dem mit dem neuen Hausbau begonnen wurde.

Allein und ganz mit sich selbst begann der Mann seine Tätigkeit an Ort und Stelle und setzte sie in den folgenden Wochen kontinuierlich fort, ohne eine einzige Pause zu

machen. Er arbeitete sehr langsam, setzte Stein auf Stein, fuhr zum Baustoffhandel, kaufte Rohre und Kabel, verlegte diese, aß nebenbei, während er Zement mit der Bohrmaschine anrührte oder Isolierungen von den Litzen knipste. Er schlief häufig, jedoch nur sekundenweise und im Stehen, so wie andere Menschen blinzeln, um zwar seinen Bedarf an Ruhe zu stillen, ohne jedoch aus dem Rhythmus zu geraten in seiner langsamen, stetigen Arbeit.

Nach etwa drei Monaten, in denen er Tag und Nacht in kleinen Schritten Steine, Zement, Farbe, Kabel und Balken miteinander verbunden hatte und alles an seinem Platz war, begann er mit der Einrichtung. In kontinuierlichen Bewegungen schnitzte er sich ein Bettgestell mit vier langen Pfosten, an deren oberen Enden kleine Vögel saßen, die ihre Köpfe einander zuneigten, sich windende Würmer in den Schnäbeln, als wollten sie den Schlafenden in ihrer Mitte wie ein eigenes, frisch geschlüpftes Küken ernähren.

Dazu eine kleine Kommode, eine kleine Stehlampe und einen Teppich, den er nach alter Technik, ohne Webstuhl per

Hand zu knüpfen verstand. Er bildete ein Muster ineinander verschachtelter Dreiecke, das in solcher Art von den Fäden des Teppichs erzeugt wurde, dass man nicht unterscheiden konnte, ob auf dem Teppich Dreiecke zu sehen waren oder ob es das Muster selbst war, das eine Fläche bildete, die als Teppich genutzt wurde.

In diesem Zimmer, aus dem das Haus bestand, legte sich der Mann nun am Ende des letzten Tages in sein Bett, das es nun gab, nachdem er seine Hose in die kleine Kommode gelegt hatte und löschte das Licht.

---

**Marius Schmidt**  
**Berlin**

Marius Schmidt, \* 1983 in Braunschweig. Ist im Hamburger Umland aufgewachsen und lebt seit 2002 in Berlin.

Er studierte Bildende Kunst an der UDK Berlin. Seither schreibt und produziert er Geschichten, die Bilder und Texte miteinander zu neuen Erzählformaten kombinieren. Von 2006 – 2012 war er Mitherausgeber des Literatur- und Kunstmagazins „Pascal Richter“. Danach veröffentlichte er einen Bildband über paranoide Schizophrenie und illustrierte die Abenteuer eines arbeitslosen Shrimps. Als Künstler wurde Marius Schmidt mit verschiedenen Stipendien, unter anderem der Stiftung Kunstfonds und des Berliner Senats ausgezeichnet.

Als Autor erhielt er 2020 den Schweizer Literaturpreis „Textstreich“ für seinen Kurzgeschichtenzyklus „Zählen Sie bis Null“. 2021 erhielt er das Berliner Recherchestipendium für Literatur.

# Abschiedswerk – Letzte Soliloquia vor dem Gewissen

Rainer Guggenberger

## Der glückliche Tote

Das Glück. Das Glück suchen alle Leute. Gesehen haben sie es aber noch nie. Ist das Glück wie Gott? Vielleicht findet es sich auch erst jenseits. Warum dann noch länger hier, ohne Gott und ohne Glück dahinvegetieren? Nein, bitte nicht. Das könnte ich nicht ertragen, würden all die anderen mir folgen und nach meiner Erlösung erneut begegnen. Würden mir dort Gott und das Glück, Hand in Hand, ihre Dienste anbieten. Was würde ich tun, sollte meine Flucht vergeblich sein und meine ewige Ruhe von denselben Scharlatanen, die mich schon zu Lebzeiten quälten, gestört werden? Nein, es muss so sein als schlief ich für immer ein. Glücklich bin ich als Toter, aber gerade deswegen, weil mich dort nichts erwartet.

Jedwedes das ich fasse, entgleitet mir, sei es

Mensch, Tier oder Ding. Wie aber sollte es anders sein? Wer

prosa  
SLA  
02.22.

packt schon gerne Übel an? Übel aber sind es, die mich quälen, die mich assimilieren wollen. Der Mensch, das ärgste Schurkenvieh, will mich Zwangsadaptieren. Angleichen will er mich, auf dass auch ich gierig und ignorant werde. Ich aber bin's doch schon. Von gleichem Schlage wie er, bin ich von Geburt. Schon die ersten Worte, ja selbst die Muttermilch, haben mich – wie all die anderen auch – vergiftet. Nur bin ich bereit zu sterben. Nicht zur Sühne – was läge mir auch an einem Schuldbegriff. Nein, zur Heilung. Zur Genesung des ursprünglich Natürlichen, zu meinem eigenen Heil vor allem – und jenes kann nur mein Ende heißen.

Ich hätte nie geboren werden dürfen. Ewig nicht zu sein, sollte wohl meine Vorsehung gewesen sein. Aber es kam eben ganz anders und schließlich wie es kommen musste, wenn man lebt, obwohl man nie hätte sollen. Warum habe ich mich nur nicht schon beim Aufkeimen der ersten Gedanken daran selbst gerichtet? Warum habe ich von den ins Auge gefassten Plänen abgesehen? So lange könnte ich

schon ruhen. An meiner Ruhe ist mir doch stets so viel gelegen.

Dieser Drang einfach alles zu beenden. Ist er es, der mich zum endgültigen Schritt veranlasst, nachdem ich die Details abgeschlossen habe, auch mit dem großen Ganzen abzuschließen? Wie hätte ich mich denn jemals korrekt verhalten oder richtig entscheiden sollen, wo ich selbst doch gar nicht hätte sein sollen?

### Das Leben – ein Widerfahrnis

Was soll ich tun? Wenn niemand und nichts mir helfen kann. Wenn keiner meinen Schmerz lindert. Welchen Weg soll ich gehen? Wenn sich mein letztes Lebenslicht in die hinterste Ritze meiner selbst zurückzieht. Wenn meine Gebeine mich nur noch bis zum Grabe tragen wollen. Warum atme ich noch? Meine Lunge will doch bersten vor Gram. Im Anfang schuf ich mir ein Weltbild und jetzt ... ist es endlich wieder dunkel. Ich liege da wie gelähmt und starre, einmal mit offenen, dann mit geschlossenen Lidern. Tränen säumen meine Wangen, stürzen mitunter wie reißende kleine

Bächlein mein Antlitz hinab und versiegen im Nichts, tun es also all meinen Hoffnungen gleich. Manchmal zucke ich hoch, verschränke meine Hände, verberge meine trauergefaltete Fratze, vergrabe sie und will mir meine Maske wahngetrieben herunterfetzen. Bitterlich, aber ganz leise in der jetzt stillen Welt, schluchze ich und raune beschwörend: „Ich will nicht mehr erwachen. Es seien meine letzten Züge. Bitte!“ Schließblich, verzweifelt und erschöpft, übermannt von der drückenden Sehnsucht nach dem Tod, sinkt mein Körper in eine tiefe Ohnmacht. Ruhig gestellt durch Gleichgültigkeit und sich wünschend zu entschlafen. Ein Unzeitgemäßer, an unpassendem Ort und in falscher Gegenwart.

Stunden später durchfährt sie mich, die kalte Gewissheit am Leben zu sein. Wie jedes Mal auch diesen Tag erlebt und den vorigen zur Gänze überlebt zu haben. Gleichgültig schleppe ich mein fleischbedecktes Skelett, das schon lange, so unerträglich lange gern entblößt in der Erde läge, in den grauen Alltag hinein, wo Ignoranz mich erwartet, ja mich ganz und gar aufsaugen will. Sensenmann, du

höchste Verheißung zum Zeitpunkt der Geburt, ja gar schon beim Zeugungsakt, wo bist du, wenn man dich braucht? Bin ich dir zu minder, noch nicht reif von dir gepflückt zu werden? Sind dir gar meine Wurzeln noch zu wenig tief verankert in diesem Erdreich? Dann sage ich dir, wartest du vergebens, denn hier allein die Oberfläche zu berühren, heißt mir stechenden Schmerz, darunter aber ist mir alles Sumpf. Dort hausen alle materiellen Reichtümer, aber kein Geist. Ja, die Reichen selbst wohnen da unten in den tiefsten der Niederungen, wo es am schlammigsten ist. Die Armen aber, diese Narren, sehnen sich nach eben derselben Gegend und lassen nichts unversucht, um dort zu versinken.

### Der passionierte Anachronist

Seit ich die gegenwärtigen Menschen als Idiosynkrasie gegen das Leben begriff, verweile ich in Einsamkeit geselliger denn in jedweder Pluralität. Auf jede falsche Antwort wissen sie eine passende Frage. Ich weile unter ihnen in Kontemplation vor dem Hintergrund einer geistlosen Welt.

Es klang ihnen wie Spuck all das Geistliche, deswegen auch haben sie die Gespinste, allen voran die Vernunft, ausgetrieben. So weit jenseits des Menschheitshokuspokus, in den verlassenen Regionen, in der Einöde, wo es für den Homo Sapiens nichts mehr zu holen, zu erwerben, nichts mehr zu zerstören gibt, heulen sie nun, dass selbst ich sie hören kann. Schon sind sie mir suspekt und fremd geworden. Auch mir haftet bereits der Wahnsinn an und ich stinke nach Verrat an ihnen.

Nicht, dass ich das Gespräch mit den Menschen nicht gesucht hätte. Nur gefunden hab' ich's nicht. So tischten sie mir die alten Geschichten wieder und wieder neu auf, meine An- und Aussprachen aber blieben ungehört. Wenn ich ihre Gesellschaft wollte, musste ich mich betrinken, um mich zu vergessen und ihnen Unterhaltung zu sein, wie es ihnen am besten beliebte. Nicht geistreich, nicht tief schürfend, nein, einfach und platt sollte sie sein. Und die nächsten Tage, wie schämte ich mich da vor mir selbst wegen so übler nutzloser Tiraden. Aber während ich mich wandelte im Rausch und erniedrigte, besprachen sie

dieselben moribunden Themen, welche sie auch im nüchternen Zustande tot zu reden pflegten.

Vielleicht konnten sie gar nicht tiefer sinken in all den berauschten Stunden, weil sie bereits auf der profundesten Tiefebene in den Niederungen der größten Täler sich unentwegt ohne Ablass aufhielten und selbst schon begonnen hatten, alles rundum abzutragen, auf dass die ganze Welt platt und elendstief werde, wie sie. Da merkten sie, dass sie dafür in die Höhe hätten müssen. Das abgetragene Erdreich hätte ja aufgeworfen und nivelliert dazu geführt, dass ihr Niveau gestiegen wäre. Alles platt, aber eben höher. Da ließen sie als gleich von ihrem Vorhaben ab und begannen große Löcher in die Erde zu graben, tiefer und tiefer. Gar gekreuzigt wurden die Rädelsführer jetzt, wo dem Pöbel bewusst wurde, dass die Ganzplatttheit impliziert hätte, dass es keine Tiefe mehr gäbe. Da sollten die Verfechter dieses Plans dort sterben, wo sie nicht einmal hätten leben wollen: zwar in ihren Siedlungen, aber auf Kreuzen – hoch oben.

Zu Beginn war es mir noch ein Leichtes mit jenen Gespräche zu führen. Natürlich gab es in Wirklichkeit kein Dutzend an Themen, sodass stets dasselbe gepriesen und verdammt wurde: das andere Geschlecht, die Freunde, die Feinde, der Reichtum, die Armut, die Arbeit, die Muße. Endlich wusste ich nicht, ob mein Schwindelgefühl im wiederholten Sujetkarussell wurzelte oder ob's der Rausch war. So verhielt es sich dann auch mit den Kopfschmerzen am nächsten Tag. Schließlich wollte ich es wissen und betrank mich alleine und weder war mir sodann schwindelig noch schmerzte mein Kopf.

Die Armen meinten, es wäre der Reichtum der ihnen fehlte, die Reichen aber fürchteten Verluste und klagten über all die Sicherheiten an denen es ihnen ihrer Meinung nach mangelte. Immer bekundete ich froh zu sein, dass ich dieses Reichthums ledig bin und allerorts erntete ich stets Unverständnis. Wollte aber jeder endlos viele Lustobjekte, seien sie fleischlich oder nicht, gab ich zu erkennen, dass mir ein einziges noch zu viel wäre. Die Sinne

alleine beschenken mir schon ohne Zutun eines der höchsten Reichtümer, und das ist die Wonne.

### Ein unbestimmter Tag

Wir leben heute, denn es gibt kein morgen. Das ganze Leben ist ein unbestimmt langer Tag. Die Einteilung in einzelne Tage: ein irrelevanter mathematischer Versuch.

Nun aber, was wären bzw. sind eure Handlungen, wenn dies euer erster, ja, wenn dies nun auch euer letzter Tag? Ihr wollt Ruhm, Reichtum, Glück, Zufriedenheit, Erfolg, Geborgenheit, Sicherheit, Vollkommenheit? Seid froh, ihr müsst nicht danach trachten. All das liegt euch zu Füßen. Bückt euch dafür, streckt euch nicht.

### Über das moderne Menschsein

Vor meiner Existenz ist eine ewige Zeit vergangen und nach mir wird eine Ewigkeit vergehen.

Was für eine winzige Tragödie ist es doch, wenn die Menschheit sich nicht besinnt, und ihren eigenen Lebensraum Erde unbewohnbar macht. Selbst wenn sie

nicht nur sich selbst, sondern auch vielen oder gar allen anderen Lebewesen damit die Existenzgrundlage auf der Erde nehmen wird. Das Universum ist unendlich und die Erde nicht einmal ein ganzes Sandkorn in der Wüste der Unendlichkeit. Aber wenn dadurch der Mensch zugrunde geht, dies einzigartige Lebewesen? Aber sind nicht alle Lebewesen einzigartig? Denn obwohl sich vieles gleicht, nichts ist dasselbe wie das andere, keine Existenz (sei sie organisch oder anorganisch) ist dieselbe wie eine andere. An anderen Orten gibt es viele andere einzigartige Lebewesen und zu vielen Zeiten wird es andere einzigartige und gar intelligenteren und komplexere Lebewesen geben. Also kränke dich doch nicht, wenn die Industrien, Produzenten, Konsumenten und Reisenden ihrem, d.h. unserem Lebensraum schaden. Irgendwann ist es mit der Menschheit sowieso Schluss. Was macht es, ob dies 10000 Jahre früher oder später der Fall ist? Was macht es für einen Unterschied, ob ich selbst gleich oder erst in wenigen Jahrzehnten sterbe? Welchen Sinn sollte es haben, würde die Seele fortleben?

## Unendlichkeitstheorie

Alles um, in und zwischen uns ist unendlich. Es gibt uns selbst unendlich oft als existente und nicht existente Form. Unsere Welt besteht in selber Zeit, im selben Raum unendlich oft wie wir sie wahrnehmen und unendlich oft in allen anderen Facetten, welche wir uns nicht einmal erträumen können. Auch besteht diese Welt in allen erdenklichen und unerdenklichen Ausprägungen wie auch alle anderen Welten, selbst jene die es für uns und im uns bekannten Universum nicht gibt, unendlich oft mit und ohne uns. Unendlich oft gehen wir zugrunde, werden geboren und leben. Alles zu gleicher Zeit, denn Zeit ist irrelevant, weil alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eins und zugleich unendlich ist und dieselben Szenarien unendlich wieder abgespult werden. Sie sind unendlich oft passiert und nicht passiert. Es gibt unendlich viele Wege und Variationen, welche alle ihre Manifestation unendlich oft erleben. Der Urknall passiert vor, während und nach der Schöpfung und wir verstehen und verstehen nicht. Unendlich oft alternieren die Schicksale und die Entscheidungen. Wir sind tot und

leben, wir sind Embryo und Greis. Wir sind Huren und Heilige, Transzendenzleugnende und Gottessöhne, Propheten und Verräter – wir sind alles und können alles. Nur eines nicht: diesen Unendlichkeitszyklus fliehen. Denn eines sind wir immer: seine Gefangenen, selbst wenn wir der Zyklus selbst sind. Wir ruhen unendlich oft niemals und endlich oft doch.

Die Welt ist Chaos. Das Chaos aber ist nichts als eine Form von Ordnung und die Ordnung eine Form von Chaos.

---

**Rainer Guggenberger**

**Rio de Janeiro**

Rainer Guggenberger, \* 1978 in Tulln, Österreich. Magisterstudium der Philosophie, Italianistik und Klassischen Philologie (Griechisch) sowie Doktoratsstudium der Klassischen Philologie (Griechisch) an der Universität Wien.

Professor für Griechische Sprache und Literatur an der Bundesuniversität Rio de Janeiro, Kurator der Österreichsammlung der geisteswissenschaftlichen Bibliothek der Bundesuniversität Rio de Janeiro. Wissenschaftlicher und journalistischer Autor, Dichter, Aphoristiker, Zeitschrift- und Sammelbandherausgeber, Übersetzer, Sänger, Sprecher.